

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Kommunikationsraum Europa

Einheit und Vielfalt im Wandel

Europa zwischen Provinzialismus und Supranationalismus – um dieses Spannungsverhältnis geht es auf der Berliner Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Die beiden folgenden Beiträge analysieren die Kommunikationssituation auf dem alten Kontinent im historischen und systematischen Zugriff.

Was würde passieren, wenn heute ein Gelehrter aus dem Ausland unangemeldet bei einer unserer Universitäten erschiene und an einer akademischen Amtshandlung mitwirken wollte, etwa an einem Berufungsverfahren, einer Habilitation, einer Senatssitzung? Mehr oder weniger höflich würde man ihm bedeuten, daß das ganz unmöglich sei: Er sei nicht „zuständig“, er gehöre keinem entscheidungsbefugten Gremium an, er habe kein Mandat – wie er sich das denn vorstelle? Ganz abgesehen vom Erfordernis fristgerechter Einladung, von Datenschutz und Vertraulichkeit – sein Versuch würde schon bei der Sekretärin im Vorzimmer des Dekanats scheitern, die für seinen Fall keine Vorschriften kennt.

Als der siebzigjährige Albert von Bollstatt 1371 erfuhr, Thomas von Aquin müsse sich vor der Pariser Fakultät in einem gefährlichen Lehrstreit verteidigen und habe das Schlimmste zu fürchten, schnürte er, Albertus Magnus, in Köln am Rhein seine Mönchssandalen und machte sich auf den Weg an die Seine, um seinem bedeutendsten Schüler beizustehen, ohne Voranfrage per Fax oder Telefon. Er war sicher, daß man ihn anhören werde, obwohl er schon seit Jahrzehnten keine akademische Funktion in Paris hatte. Aber man kannte ihn eben, seinen Namen, seine Schriften, seine frühere Lehrtätigkeit. Die Mühe war nicht umsonst, sein Votum wirkte, Thomas durfte weiterhin sein Lehramt ausüben.

Zugegeben, das Beispiel darf nicht überanstrengt werden. Für den „Kommunikationsraum Europa“ im hohen Mittelalter beweist es nicht mehr, als daß es damals eine Kommunität der Gelehrten gab, die keine staatlichen oder sprachlichen Grenzen kannte und von administrativen Hemmungen des Bildungssystems nicht behindert wurde. Aber was für die lehrende (und lernende) Elite galt, galt durchaus nicht für die „kleinen Leute“. Ihnen stand auch nicht das Vehikel einer gemeineuropäischen Sprache zur Verfügung. Die meisten von ihnen lebten vielmehr im Dickicht von Dialekten, die schon eine Wegstunde von ihrem Wohnort entfernt nur schwer zu verstehen waren.

Seit Riepls monumentaler Schilderung des Nachrichtenverkehrs im Altertum wissen wir gut Bescheid über die enorme Bedeutung der gemeinsamen Sprache

EDITORIAL

Das Thema Europa hat Konjunktur, und von den Titelseiten der Zeitungen ist es längst auf die Themenlisten von Tagungen gewandert. Es verstärkt sich der Eindruck, daß die Konnotationen zunehmend negativ werden. Eurokratie, Euroskepsis, ja Euro-sklerose heißen die Schlagworte – die optimistischen Euro-Visionen scheinen darüber zu verblassen.

Auch wir werden uns auf unserer Jahrestagung, die vom 17. bis zum 19. Juni in Berlin stattfindet, mit europäischen Fragen beschäftigen. „Kommunikationsraum Europa“ – das Thema umfaßt (mindestens) drei Dimensionen: Neben den Perspektiven der paneuropäischen Entwicklung werden die Prämissen der Ost-West-Kooperation und die Probleme des deutsch-deutschen Zusammenwachsens ins Visier genommen.

AVISIERT

Das geschieht in mehreren großen Plenumsveranstaltungen und in acht Unterplena mit über fünfzig Vorträgen. Neben historischen, politischen, ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen werden u. a. Grenzüberschreitungen bei Medienproduktion und Medienrezeption, Trends für Ausbildung und Arbeitsmarkt von Kommunikationsberufen sowie Bilder und Zerrbilder in der wechselseitigen Wahrnehmung der europäischen Nachbarn behandelt.

Ein besserer Tagungsort als Berlin läßt sich für unser Thema kaum vorstellen. Die Signaturen des Umbruchs, der Europa seit drei Jahren bewegt, nirgendwo sonst kann man sie so gut studieren wie in der neuen alten Hauptstadt.

Die Jahrestagung bietet nicht zur Gelegenheit zur Demonstration und Debatte neuer Forschungsergebnisse, sondern auch Chancen zur persönlichen Begegnung. Beides sollten wir nutzen.

Walter Hömberg

INHALT

Thema.....	1
Neue Bücher.....	6
Namen&Nachrichten.....	6
Tagungen.....	7
Essay.....	8
Forschung.....	11
Debatte.....	12
Selbstportrait.....	13
Institute.....	14
Ausland.....	15

für Herstellung und Nutzung eines großen Kommunikationsraumes. Die technischen Möglichkeiten zu immer rascheren Ortswechseln von Menschen und Sachen ersetzen diesen Vorteil nicht. Unsere Flugzeuge mögen noch so schnell, die Hochgeschwindigkeitszüge noch so voll werden, sie schaffen keine Welt, in der man sich ohne Dolmetscher versteht. Solange es von Interesse und Geld der Verleger abhängt, ob und wann wir die Schriften der französischen „Meisterdenker“ oder der italienischen Poststrukturalisten in unserer Sprache vorgelegt bekommen, wird das „global village“ ziemlich unvollständig bleiben, weil der Hauptstrom ausländischer Kenntnisse und Beziehungen ganz einseitig angelsächsisch bestimmt ist. Die Geschichte unseres eigenen Faches bietet ein eindrucksvolles Beispiel.

Kommunikationsräume entstehen und verändern sich – so haben uns zahlreiche empirische Untersuchungen, zuletzt im Gefolge von „Kommunalreformen“, gezeigt – mit politisch-administrativen Grenzen, mit Anlage und Ausbau von Verkehrswegen, mit Wohnungsbau und Arbeitsbeschaffung, mit Technik- und Freizeitanlagen. Sie bilden sich dort, wo lebensweltliche Strukturen entstanden sind, die Anlässe für Kommunikation bieten, und sie festigen diese Strukturen, weil sie die Menschen an sie binden, durch die lebensnotwendigen Informationen und durch überflüssige, aber dauerhaft nachgefragte Anlässe zu Gemütsbewegungen, auch durch Kritik und Lob.

So wäre einfach abzuwarten, bis sich aus dem Wirtschafts- und Tourismus-Markt Europa der zugehörige Kommunikationsraum entwickeln wird, in dem sich Menschen ebenso ungehindert und unbefangen bewegen wie in ihren nationalen Grenzen bisher. Oder muß sich da noch anderswo manches ändern, im Bildungswesen, im Kulturbetrieb, in der Kommunikationsindustrie, damit der von den Politikern ausgespannte Rahmen inhaltlich ausgefüllt und ausgenutzt wird?

Mit den Straßenposten an der Via Aurelia war ebenso zuverlässig zu rechnen, wie der wandernde Mönch Albert sich auf Herbergen und Klöster am Weg nach Paris verlassen konnte, nachdem die Kirche das Imperium als europäische Superstruktur abgelöst hatte. Er hatte in Padua studiert und in Rom gelehrt, sein Schüler Thomas war ein Graf von Aquino aus dem Neapolitanischen und mit den Hohenstaufen verwandt, er war Student in Köln, Paris und Wien gewesen – in ihren

Köpfen gab es dieses Europa als erlebte Welt, sie nahmen es in ihren Köpfen mit, wohin sie kamen, und trafen es an, wo sie ihren Beruf ausübten; es war dieselbe Wissenschaft, die sie lehrten mit ihrer „licentia ubique docendi“, nicht gespalten in Lehrbefähigung, Lehrerlaubnis und Lehrverpflichtung. Dieses gemeinsame Europa in ihren Köpfen unterschied sie von Millionen Touristen, die, mit oder ohne Abitur und Examen, ihren ererbten Provinzialismus überall hintrugen, sofern sie sich nicht in eigener, einsamer Anstrengung von ihm emanzipiert haben.

*Unter den Bedingungen
der Zukunft gibt es nichts
Wichtigeres für die
Menschen in einem
wirtschaftlich und
politisch vereinten
Europa als die Fähigkeit
zur Verständigung mit
den Nachbarn*

Nachdem die Kirchen-Einheit des – nun schon auf das lateinische Abendland reduzierten – Europa zerfallen war und das Sacrum Imperium im Begriffe stand, den national und dynastisch eingefärbten Territorialstaaten zu weichen, gab es noch einen dritten Versuch, an einem Kommunikationsraum Europa festzuhalten, in bescheidenen Ausmaßen, sektoriell begrenzt, mit einigen um so bewundernswerteren Einzelleistungen. Wenigstens für ihre eigenen Belange suchte die mitteleuropäische Adelsgesellschaft, gefolgt von großbürgerlichen Familien, die übernationale Bildungstradition fortzuführen. Europa konnte nun nicht mehr als vorgeformtes Gebilde vorausgesetzt werden, es mußte von jeder Familie in jeder Generation neu gewonnen werden.

Die großen Familien erzogen ihre Kinder nicht auf einen bestimmten Beruf hin, nicht für eine vorgezeichnete Laufbahn, sondern im Blick auf allgemeine Kenntnisse und Fähigkeiten, die überall gebraucht wurden, wo leitende Positionen auszufüllen waren. Wer an die Spitze gelangen wollte, mußte keineswegs „von der Pike auf gedient haben“, wie man heute im Namen von Volksverbundenheit und Sozialempfinden fordert. Das generalistische Modell beherrschte die Zeit zwischen dem zunftgebundenen

Mittelalter und der staatlich normierten Laufbahn-Orientierung des 19. Jahrhunderts.

Kinder, so wissen wir nicht erst seit Philippe Ariès, wurden damals so früh wie möglich wie Erwachsene behandelt, gekleidet, abgebildet, damit sie „spielend“ lernen konnten, wie Erwachsene sich zu benehmen haben. Auch für ihr Sprachen-Lernen galt dies. Mit den Bediensteten im Hause wurde der Dialekt der Umgebung gesprochen, in der Familie hielt man sich an den Brauch bei Hofe, sprach also zumeist französisch, in Bayern lange italienisch, in Wien spanisch. In der höheren Schule regierte das Latein.

Die alte Rhetorik war immer ein Praxis-Fach: Wie man sich, in welcher Sprache auch immer, so ausdrückte, daß man genau verstanden wurde, wie man bat oder befahl, wie man die Ausführung kontrollierte und durch die Nuancen zwischen Lob und Tadel optimierte – war gleich wichtig für Fürsten und Bischöfe, Diplomaten und Gutsbesitzer, Generäle und Rektoren. Wer diese Kunst beherrschte, war in vielen Sätteln gerecht, der wechselte von der einen Laufbahn in die andere, ohne absteigen (im zweifachen Sinn des Wortes) zu müssen.

Es kam hinzu, daß es keine Ausbildung gab ohne „Kavalierstour“, die in die Kultur- und Machtzentren Europas führte. In der Regel dauerte sie mehrere Monate und hinterließ eine deutliche Anschauung vom Kommunikationsraum Europa. Der Alte Fritz hat es seinem Vater nie verziehen, daß ihm dieser Ausflug in die europäische Nachbarschaft versagt blieb. Andere haben demonstrativ zum Ausdruck gebracht, daß sie nicht in einem einzigen Raum lebten und dachten: Prinz Eugen schrieb seinen Namen in den drei Sprachen, denen er sich zugehörig fühlte: Eugenio von Savoy.

Das ist es, was Lebensgeschichten und Karriere-Verläufe aus jener Zeit so mannigfaltig, ja auch so unterhaltend macht. In Wirklichkeit ist es unser stereotyp gewordenes Bild von Laufbahn, was dem Verständnis entgegensteht, daß diese Berufswechsler im Grunde nicht mehr gewechselt haben als den Schauplatz der Ausübung ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten.

Nachdem wir die formale Bildung der nachwachsenden Generation so gut wie ganz dem Staat ausgeliefert haben, müssen wir uns wenigstens darum kümmern, daß mit unseren Steuergeldern für ein optimales Bildungswesen gesorgt wird. Unter den Bedingungen der Zukunft, die

sich schon jetzt deutlich abzeichnen, gibt es nichts Wichtigeres für die Menschen, die morgen in einem wirtschaftlich und politisch vereinten Europa leben werden, als die Fähigkeit zur problemlosen Verständigung mit den Nachbarn. Selbst die größten Übersetzerstäbe und die leistungsstärksten Computer machen die eigenen Sprachkenntnisse nicht überflüssig.

Das gilt auch für den Wissenschaftsbetrieb, besonders für die Ausbildung für „Vermittlungsberufe“. Die Verantwortlichen denken und planen noch überwiegend in Kategorien des Kommunikationsraums Deutschland. Da seit der Wiedervereinigung in diesem Deutschland viele neue Aufgaben zu bewältigen sind, nehmen sie nur zögernd wahr, daß der Übergang zum Kommunikationsraum Europa bereits herankommt.

Otto B. Roegele

FEEDBACK

Hans Kleinsteubers außerordentlich wohlwollend formulierter Bericht über den IAMCR/AIERI-Kongreß in Brasilien (Aviso No. 7) beschreibt im großen und ganzen zutreffend das Gewesene. In einem Punkt kann ich ihm nicht zustimmen. Er schreibt, der Vorwurf der prokommunistischen Orientierung der IAMCR „ist so sicherlich unhaltbar“. „So“ wohl nicht, aber *irgendwie* doch – man braucht sich nur die Funktionsträger-Listen der letzten 20 Jahre anzuschauen. Halloran hatte in gewisser Weise sogar recht, sich seine engeren Mitarbeiter aus jenem Lager zu nehmen, denn die Damen und Herren Reisekader konnten zuverlässig zu jeder Sitzung und Tagung anreisen. Staat oder Partei finanzierten die Getreuen, während die Wessis, was Reisekostenzuschüsse und Einladungspotentiale anging, arm dastanden. Kein Wunder, daß sie am Ende die Lust verloren haben; ein Wunder eher, daß nach der Zeit der *Honoratioren*-AIERI immer noch standhafte Zinnsoldaten wie Noelle-Neumann oder Roegele übrig blieben. Roegele als Dusiska-Stellvertreter (!), und zwar Jahre lang – wie belastbar war eigentlich O.B.R.? Von diesen Altlasten ist noch längst nicht alles abgetragen, und deshalb verweigern sich nach wie vor nicht wenige achtbare Mitglieder den Aktivitäten der IAMCR.

Michael Schmolke, Salzburg

Kooperative Kommunikation als Zukunftsperspektive

Das Europa der Bürger, der Märkte, der Staaten

Europa als eine geographische Einheit zu definieren, die allgemeine Zustimmung finden könne – schon der Versuch erweist sich als aussichtslos. Am ehrlichsten wäre es wohl noch, Europa als westliches Anhängsel von Asien zu bestimmen, aber das mag mit unserem Selbstwertgefühl kollidieren. Die „Halbinsel Europa“ ist an drei Seiten von Wasser umgeben, genauer, von extrem zerklüfteten Küsten und Inseln, die geradezu nach Schifffahrt, Navigation und damit Kommunikation rufen, dagegen finden wir Richtung Osten nur asiatische Endlosigkeit. Nein, eine geographisch klar abgegrenzte Region ist Europa nie gewesen.

Europa ist nach einer uralten phönizischen Sonnengöttin benannt, die angeblich dem Charme des sich ihr im Gehäuse eines Stiers nähernden Zeus erlag. Die mythologische Europa, eine betörend schöne Frau, ritt auf Zeus Rücken nach Kreta, vereinte sich dort mit ihm – das Festland des heutigen Europa hat sie nie gesehen. Aber was soll die Frage nach Europas Identität überhaupt? Finden wir sie vielleicht ganz woanders?

Diese asiatische Halbinsel, die wir heute einen Kontinent nennen, verdankte ihren politischen, ökonomischen und kulturellen Aufstieg in hohem Maße der Kommunikation mit sich und anderen Regionen der Welt. Was importierte Europa nicht alles? Das Alphabet etwa bezogen wir aus Kleinasien, das Geheimnis der Papierherstellung wanderte von China herüber, die Idee der Universität und die Kenntnis vieler griechischer Klassiker verdanken wir der arabischen Hochkultur.

Europa kommunizierte aber nicht nur mit seinen großen Nachbarkulturen, es scheint eine Besonderheit dieses Teils der Welt zu sein, daß er auch intern intensiv kommunizierte. Trotz der Vielzahl von Staaten und Völkern, Sprachen und Bekenntnissen lag über Europa zumindest seit dem Mittelalter ein faszinierendes Netz von Kanälen des Austausches und der Information. Diese Kommunikation bestand nicht nur zwischen regierenden Häusern – das finden wir

auch in anderen Teilen der Welt –, sondern in einer erstaunlich vielfältigen Interaktion neben und außerhalb der offiziellen Ebenen.

Europa ist, historisch gesehen, nicht von den Territorialherren und ihrer nationalstaatlichen Enge begründet worden, es ist ihnen zum Trotz in den Köpfen der miteinander kommunizierenden Bürger entstanden. Das gilt – um ein Beispiel zu nennen – für die wirtschaftlich und kulturell starken, dazu politisch selbstbewußten Städte, die von reichen Bürgern republikanisch regiert wurden und untereinander über Fernhandelsrouten verbunden waren. Für ihre Art des intensiven wirtschaftlichen Austauschs über weite Strecken bedurfte es der begleitenden Produktion und Verteilung differenzierter Nachrichten in Form der Privatbriefe, später der Meßrelationen, der Vorgänger heutiger Periodika.

Auch die europäische Wissenschaft schuf sich früh ein Netz des kommunikativen Gebens und Nehmens über weite Strecken. Erinnern wir uns des großen Humanisten Erasmus von Rotterdam, der seinerzeit mit ähnlich Denkenden in ganz Europa im Briefwechsel stand. Oder denken wir an die zeitweise in Vergessenheit geratene Tradition des wandernden Scholaren, die die Europäische Gemeinschaft nun mühsam im Namen eben dieses Erasmus zu reaktivieren sucht.

Wenn dennoch eine gemeinsame Vorstellung von Europa entstehen konnte, so weder in einem gemeinsamen Reich, noch beruhend auf einem vereinheitlichten Wirtschaftsmarkt. Sie wurde in der Gestalt eines Kommunikationsraums geboren, der alle bestehenden Grenzen bewußt ignorierte und damit die Entstehung einer gemeinschaftlichen Perspektive, eines Verständnisses der Zusammengehörigkeit ermöglichte.

Europa kann als Raum einer verdichteten Kommunikation interpretiert werden, der sich selbst wieder in viele kleinere, nationale, regionale und lokale Räume auflöst und an dessen Rändern die Kommunikation nicht plötzlich endet, sondern in andere Kommunikations-

räume übergeht, zum Beispiel in den arabischen Kulturkreis.

Die für Europa so charakteristische einzigartige Verdichtung der Kommunikation erzeugte einen Druck hin auf eine neue Qualität des Austauschs: Die notwendig gewordene Intensivierung der Kommunikation forderte deren Mechanisierung. Mit dem Einsatz der kurz zuvor erfundenen Drucktechnik zur Verbreitung von aktuellen Informationen entstanden in Europa die ersten Massenmedien. Der Kommunikationsraum Europa ließ aber nicht nur neue Medientechniken entstehen, mit ihnen entstanden auch die Ideen ihrer freiheitlichen Nutzung in Form der Presse- und Informationsfreiheit für eben dieses Bürgertum, das auch erstmals Europa dachte.

Mit Recht wird Europa heute als eine Wertegemeinschaft beschrieben, als ein Raum, in dem sich Menschen auf gemeinsame ethische und politische Normen verständigt haben. Natürlich ist diese Vorstellung auch idealistisch, denn immer dann, wenn in Europa die Kommunikation zusammenbrach, versank es in destruktive Machtkonkurrenz und abstruse Hegemonialansprüche (verbunden zum Beispiel mit Ideologien eines „Volks ohne Raum“).

Vielseitige Raum-Konzepte

Der Begriff des Raumes ist in einzigartiger Weise geeignet, dieses Phänomen Europa mit seinen verwischten Dimensionen und seiner gleichwohl universell akzeptierten Präsenz begrifflich einzufangen. Der nationale Staat vermittelte seinen „Untertanen“ ein Europa in Grenzen, mit einem klar abgezielten Drinnen und Draußen. Der Fremde jenseits der Grenzen sollte uns Angst machen und damit den eigenen nationalen Zusammenhalt sichern. Ein Rudiment ist zum Beispiel heute noch, daß viele Briten sich erst in Europa wännen, nachdem sie den Ärmelkanal überquert haben.

Räume sind im Vergleich zu diesen abgegrenzten Vorstellungen vielseitigere Konstrukte, die deshalb der heutigen Situation weit besser entsprechen. Sie stellen keinen Exklusivanspruch, denn sie können sich übereinander lagern, können miteinander verschränkt sein, auf bestimmte Funktionen begrenzt werden. Im deutschen Sprachgebrauch wird bereits sehr deutlich, daß wir zwei, sich eigentlich ausschließende Konzepte von Raum kennen: den geschlossenen Raum (den Wohnraum etwa; englisch „room“)

und den offenen Raum (den Weltraum etwa; englisch „space“). Kommunikationsräume können sowohl klar abgegrenzt und damit geschlossen sein (wie das Verbreitungsgebiet einer typischen lokalen Zeitung) oder sich allmählich abschwächen und damit tendenziell offen sein (wie etwa das von einer Antenne überstrahlte Sendegebiet). Räume können kontinentale Größe erreichen (wie der Footprint eines Satelliten) oder sich auf die Nahwelt beschränken (wie der eines Stadtteilblättchens). Räume können ein hegemonial beherrschtes Gebiet beschreiben oder eine Nische für Minderheiten bezeichnen, dann können wir sie Freiraum nennen. Räume dienen unterschiedlichen Interessen und Akteuren und sie können sehr unterschiedliche Funktionen erfüllen.

Rundfunk ohne Grenzen

Versuchen wir, ein simples Raster möglicher Kommunikationsräume zu entwerfen. Hier sollen sie nach der sie bestimmenden Einflußgröße – Technik, Politik und Recht, Ökonomie sowie Kultur – bezeichnet werden:

1. Der technisch hergestellte Kommunikationsraum, geprägt von der eingesetzten Medientechnik, folgt naturwissenschaftlich-physikalisch bestimmten Regeln; dazu gehört etwa der von einem Sender tatsächlich erreichte Raum oder das von einem Transportsystem abgedeckte Verbreitungsgebiet (Raum bestimmt durch technische Reichweite).

2. Der politisch gestaltete Kommunikationsraum, der auf der Entscheidung politischer Gemeinwesen beruht und deshalb immer innerhalb territorial geschlossener Grenzen anzutreffen ist; hier geht es vor allem um Interessen, Akteure und Institutionen, die an der politischen Kommunikation beteiligt sind (Raum basierend auf einer Gebietskörperschaft).

3. Der rechtlich normierte Kommunikationsraum; er folgt aus dem gerade Genannten, d. h. die Medienverhältnisse des politisch definierten Raum-Gebiets werden durch Gesetze gestaltet (Raum als rechtlicher Geltungsbereich).

4. Der ökonomisch genutzte Kommunikationsraum, der sich auf den kommerziellen Einsatz von Medien bezieht; faktisch handelt es sich dabei um Märkte, etwa bei dem Verkauf von Medienprodukten, Programmen oder Werbung (Raum als Markt).

5. Der kulturell intendierte Kommunikationsraum, der sich vor allem auf

nicht-kommerzielle und nicht-politische Nutzung von Massenmedien bezieht; hier geht es neben (hoher) Kultur um alle verbleibenden Spielformen, spielerische und unprofessionelle Medienarbeit, Möglichkeiten für Minoritäten etc. (Raum als Freiraum).

Nach 1945 war Europa entlang des Eisernen Vorhangs in zwei Bündnissysteme und damit zwei politische Großräume geteilt, die sich feindselig gegenüberstanden. Der Versuch, Kommunikation als Propaganda in diese Teilung einzubeziehen, gelang freilich nur begrenzt. Informationen übersprangen immer wieder die gesetzte Grenze, so daß das politisch geteilte Europa in mancher Hinsicht ein einheitlicher Kommunikationsraum blieb. Es waren besonders die Radio- und Fernseh-Wellen, die sich an keine Grenzen hielten und die Türen der geschlossenen Gesellschaften so lange offenhielten, bis Gorbatschow von sich aus das „Gemeinsame Haus“ proklamierte. Bei dem Aufbau eines nun wieder offen kommunizierenden Europa gilt es zu beachten, daß nicht neue Hegemonien in den entstehenden Kommunikationsräumen Osteuropas errichtet werden.

Ist Westeuropa bereits auf dem Weg zu einem vereinheitlichten Kommunikationsraum? Etwa ab 1980 entdeckte die EG die Medien, zuerst im Parlament, dann auch in der Kommission, die 1984 einen ersten Bericht „Fernsehen ohne Grenzen“ vorlegte. Seitdem ist immer wieder die „Schaffung eines Europa der audiovisuellen Medien“ proklamiert worden, in dem der einheitliche Markt und neueste Technologien wie Satellit und HDTV dem Einigungsprozeß auf die Sprünge helfen sollen. Ziel ist es laut EG, den Weg zu einer „europäischen Dimension der Medienkultur“ zu weisen und dabei das Gefühl zu verstärken, einer großen Gemeinschaft anzugehören.

Kulturelle Identität

Jenseits dieser Deklarationen ist wenig geschehen: Eine TV-Richtlinie trat 1989 in Kraft (1991 über den Rundfunk-Staatsvertrag in bundesdeutsches Recht übertragen), die sich vor allem auf die wirtschaftlichen Funktionen des Mediums bezog. Ihre zentrale Botschaft lautet: Wer einige sehr allgemein und großzügig gehaltene Regeln einhält – die zudem kaum überwacht werden –, darf mit seinem Angebot nirgends in der EG behindert werden. Die EG wurde damit zu einem ökonomischen Kommunikati-

onsraum erklärt. Das geschah nicht ohne Widerstand: Vor allem die öffentlichen Anbieter (public service) mit ihren politisch auf nationale Versorgung festgelegten Kommunikationsräumen sahen unfaire Konkurrenzbedingungen und protestierten. Dazu kamen Kleinstaaten, die in dem proklamierten Großraum ihre kulturelle Identität gefährdet sahen: Dänemark und Belgien stimmten gegen die Richtlinie.

Paneuropäische Medien

Nach Vorstellung der EG sollten paneuropäische Medien gemeinschaftsstiftende Wirkung haben, gleichgültig ob vom öffentlichen oder kommerziellen Typ. Die ersten europäischen Ansätze, beruhend auf der großräumigen Satellitentechnik, brachen alsbald zusammen: Ein aus der EBU heraus initiiertes „Europa-TV“ ging 1986, nach nur 14 Monaten der Atem aus. Auch Murdochs englischsprachiges „Sky-TV“, der erste rein kommerzielle Versuch scheiterte und hat sich längst auf die Britischen Inseln zurückgezogen. Hier rächte sich wohl eine allzu ökonomische Sichtweise, die nur auf den so lukrativ scheinenden europäischen Markt schielte.

Die tatsächliche Entwicklung erfolgte wieder einmal in Räumen, die politische Grenzen ebenso ignorierten wie die große europäische Idee. Wahres Wachstum findet in Sprachräumen statt: Sie werden regelhaft von einem Großstaat dominiert, der von einer kleinstaatlichen Peripherie umgeben ist. Dazu zählen das englischsprachige Vereinigte Königreich mit Irland und teilweise Skandinavien sowie Frankreich mit dem belgischen Wallonien und der Westschweiz. Besonders charakteristisch ist der zentraleuropäische Trend, wo bundesdeutsche Anbieter (wie RTL und Sat.1) Märkte in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz – beides keine EG-Mitglieder – gleich mit übernommen haben. Die Skepsis der Kleinstaaten erweist sich hier als nur zu berechtigt. Auch in Zukunft werden sich gesamteuropäische Träume wohl noch oft an der sperrigen Sprachensituation brechen. Völlig ungeklärt bleibt noch der Einbezug Osteuropas.

Paneuropäische Anbieter hatten bisher nur bei Spartenprogrammen Erfolg und auch nur, wenn sie mit mehreren Tonkanälen arbeiten (Eurosport, Euronews). Aber auch an deren Erfolg nagen schon wieder Alleingänge im größten

Sprachraum Europas mit seinen zirka 90 Millionen Deutschsprachigen (DSF, n-tv). Unsere Nachbarn halten das übrigens für wenig solidarisch und sehen darin eine Abkehr vom gemeinsam kommunizierenden Europa.

Bleibt festzuhalten, daß Europa als Markt und damit als wirtschaftlich definierter Kommunikationsraum derzeit wenig lukrativ erscheint. Man mag hier noch das wackelige Projekt der Wochenzeitung „The European“ erwähnen, das erst einmal aus der Konkursmasse des ehemaligen Maxwell-Imperiums gerettet wurde. Ist damit die Zukunft des Kommunikationsraums Europa insgesamt gefährdet? Wohl nur, wenn man das Denken in zentralisierten Großräumen, wie es in Brüssels Großbürokratie leider oft vorherrscht, kritiklos übernimmt. Leistungsfähige nationale und lokale Medien sind aber nach wie vor der Standard überall in Europa – und sie werden es angesichts der Vielgestaltigkeit und Multikulturalität des Kontinents auch in Zukunft bleiben.

Der Blick in die Geschichte Europas belegt, daß Kleinräumigkeit keineswegs mit Engstirnigkeit und Provinzialität einhergehen muß. Ganz im Gegenteil: Gerade kleinräumige Medien wie zum Beispiel nicht-kommerzielle Radiostationen sind erfahrungsgemäß Orte geballten interkulturellen Austauschs: Universitätsradios etwa können ideal an die uralte Tradition vernetzter Kommunikation in Europa anknüpfen. Vielleicht bekom-

men sie auch in der Bundesrepublik die Chance, die sie anderswo in Europa längst haben. Kommunikation braucht eben nicht nur Märkte, sondern auch Freiräume.

Mit dem Vertragsentwurf von Maastricht wurden zwei für die Zukunft der europäischen Kommunikation wesentliche neue Begriffe eingebracht. Die EG erhält erstmals auch kulturelle Aufgaben und damit die Verpflichtung, Integration auch als kulturelle Aufgabe zu sehen. Hier wäre es reizvoll, das Modell des öffentlichen Integrationsfunks à la ARD mit seiner Dezentralität und Vernetzung einmal als Modell für Europa durchzuspielen. Zum zweiten wird die theoretische Allkompetenz der EG durch das Prinzip der Subsidiarität, der Beachtung kleinerer Einheiten und ihrer Leistungsfähigkeit eingeschränkt.

Chancen für die Zukunft

Europa ist eben weit mehr als ein einheitlicher Binnenmarkt. Wie man es ganz anders machen kann, demonstriert bereits das M.E.D.I.A.-Programm der EG. Es soll die von den vielen US-Programmmporten gebeutelten europäischen audiovisuellen Kulturproduzenten gezielt fördern und auf die Anforderungen der Zukunft vorbereiten. Seine Teilprojekte werden von verschiedenen Städten der EG aus administriert und beziehen in einem europaweiten Netz Betroffene und Interessierte in ihre Arbeit mit ein.

Wie man es auch wendet: Den *einen* Kommunikationsraum Europa wird es nicht geben und er ist angesichts der Traditionen des Kontinents auch nicht sinnvoll. Vielmehr gilt es, eine verständige und kooperative Kommunikation zwischen den vielen Räumen des Kontinents zu stärken. Das wird nur gelingen, wenn wir die einzigartige Vielfalt und Zerklüftetheit des Kontinents, erkennbar an der Vielzahl unterschiedlich großer und variabel gestalteter Kommunikationsräume, akzeptieren und als Stärke anerkennen.

Europa war einst in der Kommunikation seiner Bürger untereinander entstanden. Der nun angelaufene Prozeß des politischen und ökonomischen Zusammenwachsens wird nur Erfolg haben, wenn er von einer sich weiter verdichtenden Kommunikation begleitet wird – und das kann nur gelingen, wenn sie von unten kommt und die Bürger einbezieht.

Hans J. Kleinsteuber

FUSSNOTENMUSEUM II

61) Da gemäß dem *Duden* „Universum“ keinen Plural hat, der *Duden* somit im Lichte neuester kosmischer Erkenntnisse unvollständig ist, haben die Autoren diesen für sie so überaus seltenen Gestaltungsspielraum gerne ausgenutzt und sich zwischen den möglichen Alternativen „Univer-sa“, „Universen“ und „Universümer“ für Letzteres entschieden. Diesbezüglichen kritischen Leserbriefen in der *FAZ* sehen wir mit Spannung entgegen.

Aus Scholares Trebeisis: De Oeconomia Intergalactica. Von schnellen Volkswirtschaften, kosmischen Handelshemmnissen und extraterrestrischer Kapitalflucht. Konstanz 1989, Seite 45, Fußnote 61

NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Aufenanger, Stefan: Kinder im Fernsehen - Familien beim Fernsehen. München: Saur 1993 (= Schriftenreihe Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen 26)

Bonfadelli, Heinz/Meier, Werner A. (Hg.): Krieg, Aids, Katastrophen... Gegenwartsprobleme als Herausforderung der Publizistikwissenschaft. Konstanz: Universitätsverlag 1993 (= Journalismus, N.F. 33)

Bringmann, Karl: Die konfessionell-politische Tagespresse des Niederrheins im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Presse und des Kulturkampfes im Rheinland mit Aktenstücken. Bochum: Brockmeyer 1992 (= Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 68; Reprint der Dissertation 1938)

Burkart, Roland: Public Relations als Konfliktmanagement. Ein Konzept für verständigungsorientierte Öffentlichkeitsarbeit. Wien: Braumüller 1993 (= Studienreihe Konfliktforschung 7)

Faulstich, Werner (Hg.): Image - Imageanalyse - Imagegestaltung. 2. Lüneburger

Kolloquium zur Medienwissenschaft. Bardowick: Wissenschaftler-Verlag 1992

Fischer, Heinz-Dietrich (Hg.): Medicine, Media and Morality. Pulitzer Prize-Winning Writings on Health-Related Topics. Malabar/Florida: Krieger 1992

Hemels, Joan (Red.): Kwartiermakers voor communicatiegeschiedenis. Een hommage aan dr. Maarten Schneider bij gelegenheid van zijn tachtigste verjaardag. Amsterdam: Cramwinckel 1993

Jarren, Otfried/Altmeyen, Klaus-Dieter/Schulz, Wolfgang/Peters, Ralf/Rudzio, Kolja: Beziehungsspiele - Politiker, Öffentlichkeitsarbeiter und Journalisten in der politischen Kommunikation. Hamburg: Institut für Journalistik 1993 (= Arbeitsberichte und Materialien 1)

Jarren, Otfried/Marcinkowski, Frank/Schatz, Heribert (Hg.): Landesmedienanstalten - Steuerung der Rundfunkentwicklung? Jahrbuch 1993 der Arbeitskreise „Politik und Kommunikation“ der DVPW und DGPK. Münster, Hamburg: Lit-Verlag 1993 (= Beiträge zur Kommunikation in Politik und Gesellschaft 1)

Knieper, Thomas (Hg.): Statistik. Eine Einführung für Kommunikationsberufe. München: Ölschläger 1993 (= Uni-Papers 5)

Krüger, Udo Michael: Programmprofile im dualen Fernsehsystem 1985-1990. Eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission. Baden-Baden: Nomos 1992 (= Schriftenreihe Media Perspektiven 10)

Schmolke, Michael (Hg.): Kirchenpresse am Ende des Jahrtausends. Berichte aus 15 Ländern Europas und den Vereinigten Staaten. Paderborn: Schöningh 1993

Schönbach, Klaus/Eichhorn, Wolfgang: Medienwirkung und ihre Ursachen. Wie wichtig sind Zeitungsberichte und Lesereisen? Konstanz: Universitätsverlag 1993 (= Journalismus, N.F. 32)

Schröter, Detlef: Qualität im Journalismus. Testfall: Unternehmensberichterstattung in Printmedien. München, Mühlheim: Publicom Medienverlag 1992 (= ZW-Paper 7)

Schütz, Walter J.: Medienregion Stuttgart. Eine Bestandsaufnahme. Konstanz: Universitätsverlag 1993 (= Medien und Märkte 4)

Spielhagen, Edith (Hg.): So durften wir glauben zu kämpfen. Erfahrungen mit DDR-Medien. Berlin: Vistas 1993

Ubbens, Wilbert: Jahresbibliographie Massenkommunikation 1991. Berlin: Spiess 1993

NAMEN & NACHRICHTEN

Thomas A. Bauer wurde zum Professor für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Journalismus der audiovisuellen Medien an der Universität Wien berufen.

Michael Hachenberg leitet als Direktor den neu geschaffenen Bereich Kommunikation und Verkauf bei der Arbeitsgemeinschaft der ARD-Werbegeellschaften in Frankfurt am Main. Zu seinen Aufgaben gehört die Öffentlichkeitsarbeit, die Programm-Promotion und der Verkauf der ARD-Werbung.

Jutta Röser hat eine Stelle als Hochschulassistentin am Institut für Journalistik der Universität Hamburg angetreten.

Michael Haller ist auf eine Professur für Journalistik am Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften der Universität Leipzig berufen worden.

Arnulf Kutsch hat einen Ruf auf den Leipziger Lehrstuhl für Historische und Systematische Kommunikationswissenschaft erhalten.

Charlotta Pawlowsky-Flodell wurde Direktorin der Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin.

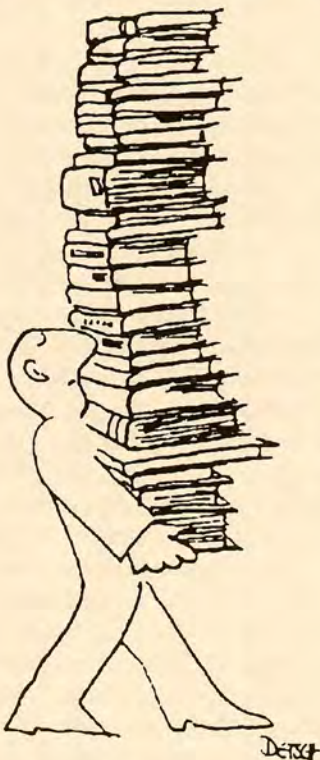
Hendrik Schmidt ist Leiter der Öffentlichkeitsarbeit für das neue Fernsehprogramm RTL 2.

Wolfgang Donsbach wurde zum Professor für Kommunikationswissenschaft an der Technischen Universität Dresden ernannt.

Peter Szyszka ist neuer wissenschaftlicher Mitarbeiter für Medien und Öffentlichkeitsarbeit im Fachbereich Angewandte Kulturwissenschaften der Universität Lüneburg.

Heinz-Werner Stuißer wurde zum Geschäftsführer der Mittelfränkischen Kabelgesellschaft in Nürnberg gewählt.

Gerhard Vowe vertritt im Sommersemester eine Professur für Politikwissenschaft an der Hochschule der Künste in Berlin.



TAGUNGEN

Individuelle Fernsehnutzung

Internationales Symposium des Hans-Bredow-Instituts

„Der Zuschauer als Fernsehdirektor“ – unter diesem Titel veranstaltete das Hans-Bredow-Institut im vergangenen Oktober ein internationales Symposium. Anlaß für die Wahl dieses Themas war die Beobachtung, daß im Zuge der jüngsten Veränderungen der Medienlandschaft die Kategorie des Fernseh-„Publikums“ und die mit ihr verbundene Messung von Einschaltquoten nur begrenzt aussagefähig sind. Sowohl in der Wissenschaft als auch in der Praxis gewinnt die Frage an Bedeutung, wie einzelne Zuschauer und Zuschauergruppen tatsächlich mit dem Fernsehen umgehen und ihm in ihrem Alltag einen Sinn zuweisen.

Der aktive Zuschauer

Die Konzepte und Methoden zur Untersuchung individueller Muster der Auswahl und Interpretation bestimmter Fernsehangebote, die in den letzten Jahren entwickelt wurden, sind vielfältig – im positiven wie im negativen Sinne des Wortes. Das Symposium sollte eine Gelegenheit zum direkten Austausch zwischen verschiedenen Perspektiven und Ansätzen bieten. Deshalb war die Veranstaltung als diskussionsorientierter Workshop mit einem kleinen Kreis von Teilnehmern aus der akademischen und angewandten Zuschauerforschung konzipiert.

Im ersten Teil stand die Theoriebildung im Zentrum. Zunächst setzte sich Karl Erik Rosengren (Lund) am Beispiel des Uses-and-gratifications-approach und der Lifestyle-Forschung mit der Frage auseinander, wie das Zusammenspiel von theoretischen Ideen, formalen Modellen und empirischen Beobachtungen zur Weiterentwicklung der Kommunikationswissenschaft führt. David Morley (London) stellte die insbesondere im englischsprachigen Raum entwickelte linguistisch orientierte Perspektive der „Cultural Studies“ vor, die – bei der Beschreibung des Zuschauerhaltens im wesentlichen ethnographisch vorgehend – ein umfassendes Verständnis des Ge-

schehens vor dem Bildschirm anstrebt. Suzanne Pingree und Robert Hawkins (Madison/Wisconsin) schlugen eine Systematisierung der Forschung zum Konzept der „Aktivität“ der Zuschauer vor. Sie betonten insbesondere die Notwendigkeit einer sauberen Unterscheidung zwischen verschiedenen zeitlichen Rahmen, in denen Aktivität untersucht wird.

Friedrich Krotz (Hamburg) stellte Ansätze vor, die theoretische Perspektive des symbolischen Interaktionismus für die Medienforschung fruchtbar zu machen. Am Beispiel von Handlungsrollen und die Rezeption begleitenden Gefühlen veranschaulichte er das Potential dieser Perspektive. Michael Charlton (Freiburg) setzte mit erkenntnistheoretischen Überlegungen ein, indem er für die Medienforschung drei Erklärungsarten unterschied. Für Fragestellungen zum individuellen Umgang mit dem Fernsehen propagierte er eine handlungstheoretische Perspektive.

Der zweite Beitragsblock galt konkreten empirischen Studien. Mallory Wober (London) präsentierte aktuelle Ergebnisse der britischen Zuschauerforschung im Hinblick auf individuelles Zuschauerverhalten; gleichzeitig problematisierte er die Art der Verwendung bzw. die Nicht-Verwendung der Forschungsergebnisse seitens der Fernsehveranstalter.

Wanderungsbewegungen

Uwe Hasebrink (Hamburg) stellte das derzeit laufende Vorhaben des Hans-Bredow-Instituts und der ARD/ZDF-Medienkommission vor, telemetrische Daten so zu operationalisieren, daß sie für die Untersuchung individueller Nutzungsmuster von Fernsehzuschauern fruchtbar gemacht werden können. Ergänzend erläuterte Andreas Reinold (Stuttgart) Auswertungen des Süddeutschen Rundfunks über Wanderungsbewegungen der Zuschauer an einem konkreten Fernsehabend.

Standen hier die Zuwendung zum Medium und die Auswahl bestimmter An-

gebote im Vordergrund, so waren drei weitere Beiträge der Frage der Interpretation der ausgewählten Inhalte gewidmet. Peter Ohler (Berlin) präsentierte die Perspektive der kognitiven Filmpsychologie und die Erkenntnismöglichkeiten, die sich auf der Mikroebene kognitiver Prozesse für die Rezeptionsforschung ergeben. Klaus Bruhn Jensen (Kopenhagen) stellte seine Arbeiten zur Rezeption von Nachrichten vor, in denen das an semiotischen Ansätzen orientierte Konzept der Super-Themen im Vordergrund steht. Und Sonia Livingstone (London) diskutierte vor dem Hintergrund ihrer Untersuchungen zur Rezeption von Soap Operas die vielfältigen methodischen Probleme, denen sich eine differenzierte Rezeptionsforschung gegenüberstellt.

In der Abschlusdiskussion wurde die Fülle der angesprochenen Perspektiven wieder zusammengeführt. Es ist zu hoffen, daß alle Beteiligten, durch diesen intensiven Austausch mit anderen Positionen angeregt, mit großer Lust auf gute Forschung nach Hause gefahren sind.

Uwe Hasebrink / Friedrich Krotz

Colloquium: Radiotrends in Deutschland und Frankreich

Die alle zwei Jahre stattfindenden Deutsch-Französischen Medien colloquien basieren auf der Zusammenarbeit zwischen den Lehrstühlen von Pierre Albert an der Universität Paris II und Ursula E. Koch an der Universität München. Das dritte Colloquium, das am 10. und 11. September 1993 in München abgehalten wird, widmet sich ganz dem Medium Radio. Der Erfahrungsaustausch, zu dem etwa 60 Wissenschaftler und Radiopraktiker aus beiden Ländern erwartet werden, gilt u. a. folgenden Themen: Strukturen des Rundfunks; gesellschaftliche Kontrolle und Medienkonzentration; Formen des Radiojournalismus; Trends der Radioforschung und Analyse von Beispielen aus den Programmen beider Länder. Nähere Informationen bei Ursula E. Koch, Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München, Telefon 089/21 80 - 21 62 oder Detlef Schröter, Telefon 089/28 35 25.

ESSAY

Das Forscherwissen und die Öffentlichkeit

Überlegungen zur „Laisierung“ wissenschaftlicher Erkenntnisse

Von Karl Valentin, dem in der Tat großen bayerischen Komiker, gibt es eine den Wissenschafts-Jargon treffend imitierende Definition des Regens, welche beginnt: „Der Regen ist eine primöse Zersetzung luftähnlicher Mibrollen und Vibromen ...“ Diese Satire auf die fachsprachliche Abgrenzung der Wissenschaft von der Öffentlichkeit – oft auch von „ihrer“ eigenen Öffentlichkeit – bedarf größerer geistiger Anstrengung als die Sprachfassaden und die Leerformeln mancher Wissenschaftler, welche Sätze und Setzungen von unbeschreiblicher Trivialität durch Terminologie-Attrappen in den Geruch der Wissenschaftlichkeit bringen.

Uwe Pörksen hat darauf hingewiesen, daß solche Sprachfassaden, ohne bewohnbare Häuser dahinter, nicht so sehr Ausdruck eines sich immer stärker spezialisierenden und differenzierenden Disziplinen-Spektrums sind, sondern nur der Bestätigung eigener Unersetzlichkeit dienen, der Nischensuche in einem von Konkurrenz überreichlich besetzten Gebiet, der Abgrenzung von diesen Konkurrenten durch Erfindung eines Geheim-Jargons und schließlich auch einem Marktdürfnis. Pörksen zitiert aus – zu Unrecht „kommunikationswissenschaftlich“ genannten – Publikationen Sätze wie:

„Kommunikationsakte werden von mindestens zwei Kommunikationspartnern in einer Kommunikationssituation vollzogen (Kp in Ksit)“, was alltagsprachlich übersetzt nichts anderes bedeutet als: „Zu einem Gespräch braucht man zwei Gesprächspartner und die Gelegenheit dazu.“

Was uns heute im Verhältnis von Wissenschaft und einer Öffentlichkeit, die der explodierenden Forschung und ihrem wachsenden Finanzbedarf zunehmend mit Skepsis begegnet, stärker bedrängt als die zitierten Sprachdummheiten, sind andere, tiefer greifende Schädigungen des modernen Lebens, wie zum Beispiel erstens das gravierende und völlig ungelöste Problem der Bewertung eines rapide wachsenden Wissensstoffes, welcher heute auch sogenannten Publikationen das Publikum entzieht, da sie im Wust der mehreren hunderttausend jährlich erscheinenden Buchtitel ungelesen und unerkannt untergehen; zweitens die abnehmende Informations-Kompetenz der Öffentlichkeit, die eng zusammenhängt mit abnehmender „Lese-Kompetenz“, wobei „Kompetenz“ nicht einfach das Buchstabieren oder die Kulturtechnik des Lesens meint, sondern immer schon ein Element des Verstehens enthält; und drittens

die Krise in der Verständigung zwischen den Wissenschaftlern und den Wissenschaften selbst und ihren Abnehmern.

Diese drei Phänomene zusammen verweisen auf die von Jürgen Habermas konstatierte „elitäre Abspaltung der Experten-kulturen von den Zusammenhängen kommunikativen Alltagshandelns“, zugleich auf die Ratlosigkeit und die Mutmaßungen gegenüber einer undurchsichtig gewordenen Wissenschaftswelt, die dann in Angst, Aggression und Hysterie vor wissenschaftlichen Versuchen, Methoden und Ansprüchen umschlagen.

Als Wissenschaftler sind wir täglich und stündlich an der Vermehrung jenes Wissensstoffes beteiligt, dessen exponentielles Wachstum zu der von Thomas Nipperdey so genannten „Kultur der Überfütterung und Überfüllung“ führte, in deren Informations-Chaos wir uns einzurichten haben, obwohl uns allen der Überblick völlig abhanden gekommen ist. Die Verdopplungszeit der heute aktiv arbeitenden Naturwissenschaftler ist eine Funktion der Zuwachsraten der Weltbevölkerung, die weltweit bei etwa 1,8 Prozent jährlich liegt, in manchen Schwellenländern sogar schon bei 4 Prozent. Die unmittelbaren Folgen dieser Entwicklung – Hungersnöte, Wassermangel, Energieauszehrung, Massenwanderungen – sind uns für jeden spürbar auf den Leib gerückt.

Joachim Treusch hat die Überlegungen, welche sich an eine weltweit extrapolierte Verdopplungszeit der Naturwissenschaftler von etwa 13 Jahren knüpfen, sehr eindrucksvoll beschrieben. Eine solche Verdopplungszeit bedeutet nämlich, daß „neun von zehn Naturwissenschaftlern, die je auf unserer Erde wirkten, dies heute tun“. Anders ausgedrückt: „In den nächsten fünfzehn Jahren wird genausoviel geforscht und mehr publiziert als in den fast zweieinhalbtausend Jahren seit Demokrit und Aristoteles.“

Dies ist unsere Situation. David Daiches, Professor an der University of Edinburgh, hat schon 1982 erkannt, daß Frederic Ferriers Begriff der „Epistemologie“ (bestimmt als „theory of knowledge“) rasch weltweit aufgegriffen und diskutiert worden ist, daß aber der von Ferrier dazu parallel entwickelte Begriff der „Agnoiologie“ (definiert als „theory of ignorance“) in den Wortschatz der Wissenschaftstheoretiker nicht aufgenommen worden ist, obwohl er in einer Welt schneller Vermehrung des Wissensstoffes wahrscheinlich wichtiger wäre als der Begriff einer „Wissenstheorie“. Der Begriff der „Agnoiologie“ beschreibt, daß die Vermehrung

*Die Vermehrung des allgemeinen
Wissensstoffes auf der Welt bedeutet
gleichzeitig die Vermehrung des
individuellen Nichtwissens –
Unwissenheit wächst mit dem Wissen*

des allgemeinen Wissensstoffes auf der Welt gleichzeitig die Vermehrung des individuellen Nichtwissens bedeutet, insofern individuelles Wissen definiert ist als der ständig kleiner werdende Anteil des einzelnen Wissenden am Kenntnisstand der Welt. Dies auch dann, wenn der einzelne Wissende in Wissensnetze eingebunden ist, was ja ein Kennzeichen moderner Wissenschaft ist.

Kein Wissenschaftler ist heute imstande, mehr als 5 Prozent der Publikationen seines Fachgebietes zur Kenntnis zu nehmen, in Fächern explodierender Empirie sinkt dieser Prozentsatz nochmals erheblich ab. Wenn die Zeitschrift „Chemical Abstracts“ jährlich etwa 700 000 neue Forschungsergebnisse referiert, so ist kein Chemiker der Welt in der Lage, auch nur 5 Prozent dieser Ergebnisse aufzunehmen oder gar nachzuprüfen und produktiv weiterzuentwickeln. Unwissen-

heit wächst deshalb zumindest im gleichen Maße wie das Wissen. Der Pegel des Wissenstandes steigt wesentlich schneller als der in das Netz seiner „Korrespondenten“ eingebundene Einzelforscher kontrollieren kann. Wissen und Wissenschaft, als der Versuch des Menschen, mit Hilfe seines Verstandes und seines Herzens die Welt und sich selbst zu verstehen, wird somit in der Vorstellung des einzelnen prozeßhaft, da dieser einzelne sich nur noch als ein kleines Rad in der Maschinerie eines für ihn undurchschaubaren Gesamtzusammenhanges fühlt.

Die gewaltige Leistung also, welche die Menschheit mit der Entwicklung des elektronischen Gedächtnisses vollbracht hat, die Leistung, mit welcher sie ein über Jahrtausende hin als unlösbar geltendes Problem gelöst hat, erweist sich – wie viele Entdeckungen und Erfindungen – nicht als das Ende, sondern als der Anfang eines Problems. Die Frage, die jetzt zu stellen ist, ist die nach der Bewertung des angehäuften Wissens, nach der „Ersteigung des Informationsberges“, wie dies Harald Weinrich genannt hat, oder einfach: nach den Kosten des überflüssigen Wissens. Wir haben noch keine zureichenden Methoden entwickelt, um diese Probleme auch nur annähernd lösen zu können. Die Instrumente, welche zumal die Geisteswissenschaften bereitstellen, muten manches Mal an wie steinzeitliche Werkzeuge im Zeitalter des Elektronengehirns. So nehmen derzeit Argwohn und Zweifel am Sinn der Wissenshäufung zu; die Entsubjektivierung des Wissenschaftsgeschehens, gefaßt als unbegrenzte und offenkundig unbegrenzbare Wissensproduktion, steigert die Angst vor diesem Geschehen. Wissenschaftsangst ist inzwischen zu einem politischen und ökonomischen Einflußfaktor ersten Ranges geworden, und ein Subjekt „Menschheit“ kann in der Vorstellung der Menschen den individuellen Zugriff und Überblick nicht ersetzen.

Unsere eigene Ratlosigkeit vor dem Phänomen prozeßhaft gewordener Wissenschaft wurde vor nicht langer Zeit von Hugo Loetscher, dem pfliffigen Dürrenmatt-Schüler aus Zürich, karikiert. Er prophezeite der Jubiläumssequenz am Ende des 20. Jahrhunderts (nach dem Jubiläum der Französischen Revolution 1989 und dem der „Entdeckung“ Amerikas 1992) ein letztes großes Fest am 31. Dezember 1999: das Löschfest. „Das ‚Löschfest‘ war ... nicht ein ‚elektronisches Bücherverbrennen‘, wie einige behaupten. Ohne Zweifel war es ein Befreiungsakt. Nun ist es verständlich, daß die achtziger und neunziger Jahre in ihrer Euphorie, Daten speichern zu können, speicherten, was nur erfaßbar war. Dieses Jahrhundert hat sich zu viel gemerkt. Es wurden Daten gespeichert, die niemand im Sinn hatte, je wieder abzurufen. So wurde die Kampagne des großen Reinemachens gestartet, der Erfolg war überwältigend. Als an jenem denkwürdigen Silvesterabend in allen Kontinenten die Lösch Tasten gedrückt wurden, fragten beim Aufleuchten des ‚delete‘ Milliarden von erschrockenen Computern zurück: ‚Ist das ernst?‘ Es war ernst.“

Sollte uns dieser denkwürdige Silvesterabend tatsächlich bevorstehen, so müßten wir bis dahin wissen, welches Wissen der Bewahrung wert und welches ihrer nicht wert ist. Die Bemühungen um die Entwicklung von Wertungsinstrumenten

in allen Fächern müßten also ebenso intensiv vorangetrieben werden, wie die Bemühungen um die Erweiterung unseres, trotz aller Erfolge, noch längst nicht ausreichenden Kenntnisstandes.

Die Empiriker und die Theoretiker der Mediengesellschaft betonen unisono, daß sich in den westlichen Industrienationen, also in den Ländern, deren wirtschaftliche Basis in stärkstem Maße von Wissenschaft und wissenschaftlich ausgebildeten jungen Menschen abhängt, seit den siebziger Jahren eine neue Schichtenbildung abzeichnet, für welche der Begriff

der „Wissenskluft“ gefunden wurde. Die Kluft zwischen den an Information reichen und den Information armen Menschen wird immer größer.

Helga, Zizi und Bruno heißen die satirisch überzeichneten Figuren Hans Magnus Enzensbergers, die sich perfekt, gezwungen von der begrenzten Speicherfähigkeit des menschlichen Gehirns, an die modernen Mechanismen der Spezialisierung

und Nischensuche in der Gesellschaft der Überinformation anzupassen verstehen. So weiß etwa Zizi, im Unterschied zu dem gelehrten Humanisten Melanchthon (dem Gegenbeispiel Enzensbergers), zwar nicht die Namen der Kirchenväter, aber sie kennt die Namen von zahllosen Rockgruppen. Sie kann die Vulgata nicht lesen, aber viele englischsprachige Hits kennt sie auswendig, „eine Gedächtnisleistung, die der Bibelfestigkeit Melanchthons in nichts nachsteht. Sie weiß zwar nicht, was Transsubstantiation bedeutet, aber das nicht weniger abstrakte Lemma Mehrwertsteuer-Rückvergütung ist ihr geläufig. Allein die Film- und Fernsehzeitschriften, die sie liest, versorgen sie mit Informationen in der Größenordnung von mehreren Megabits, die sie gewissenhaft memoriert – ein Speicherinhalt, der einer gründlichen Kenntnis der Kirchenväter quantitativ nahekommen dürfte.“

Der Satiriker hat recht: Es geht bei der neuen Schichtenteilung der Gesellschaft nicht um die Menge des aufgenommenen Wissens und bei der Bewertung des Wissens nicht um eine einheitliche Meßplatte, sondern grundlegend um die soziale, die ökonomische und kulturelle Gewichtung des für wert gehaltenen Wissens. Es geht um die Kompetenz zur Informationsaufnahme, da der deutsche Satzbau, mit immer kürzeren Sätzen, angefüllt mit Nomina und Abstrakta, immer schwerer verständlich wird.

Im Bereich der hier festgestellten Wissenskluft wurde das Lesen als eine „intervenierende Variable“ in dem Sinn erkannt, daß geübte Leser zur Informationsaufnahme besser geeignet sind als nicht lesende Personen. Als These läßt sich – nach Angela Fritz – formulieren, daß es einen Begriff der Medienkompetenz zwar noch nicht gibt, daß Lesekompetenz aber die Voraussetzung für die Aufnahme von Informationen ist, gleichgültig aus welchem Medium, aus Buch, Radio oder Fernsehen. Die Erziehung zur Lesekompetenz ist also eine der vornehmsten Aufgaben zum Verständnis der modernen Welt. Inmitten der durch Überfluß entstandenen Desorientierung in unserer Gesellschaft scheint mir ein Konsens in philosophischer, sozialer oder ökonomischer Kultur nur sehr schwer, in religiöser Kultur kaum noch, im Bereich intellektueller und ästhetischer Kultur dagegen durchaus erreichbar zu sein.

*„Als an jenem denkwürdigen
Silvesterabend in allen Kontinenten die
Lösch Tasten gedrückt wurden, fragten
beim Aufleuchten des ‚delete‘
Milliarden von erschrockenen
Computern zurück: ‚Ist das ernst?‘ “*

Die Gelehrten und die Künstler sind sich seit dem Beginn des Modernisierungsprozesses im 18. Jahrhundert bewußt, daß die Realität nur in ihrem Verlust greifbar ist, daß der ungeheure Verzehr an Werten, welcher nun einmal der Preis unserer Freiheit ist, in Kunst und Wissenschaft kompensiert werden könnte. Künstler und Wissenschaftler, welche der Verdinglichung der Welt und ihrer Entsinnlichung in der Flut genormter Zeichen und Bilder mit Originalität und Kreativität widerstehen, arbeiten als Archäologen und Visionäre, als „Spurensicherer: sei es der Gedanken, die in der Vergangenheit gedacht worden sind“, oder der Gedanken, die noch nie gedacht worden sind, „sei es der unterdrückten Wünsche der Heutigen; sei es der in die Büsche geflüchteten Phantasien, die vor der Dampfwalze des Realitätsprinzips kapitulierten“ (Ernst Wendt). Wissenschaft und Kunst sind kein Ersatz für verlorengegangene Weltanschauungen und Weltentwürfe, aber sie dienen der Einübung in menschliche Grunderfahrungen, die in der Überflutung durch Informationsrituale verlorenzugehen drohen.

Wenn dies so ist, so ist es einfach nicht erlaubt, daß sich die Wissenschaft in den Elfenbeinturm der Fachzirkel zurückzieht, das esoterische Gespräch der Eingeweihten pflegt. Sie hat als Grundbedingung ihrer Existenz und ihrer Einbettung in die Gesellschaft, von der sie getragen wird, ihre Methoden, ihr Wissen, ihre Visionen, ihre Möglichkeiten, leben zu lernen, so aufzubereiten, daß sie von allen, die sich der genannten Anstrengung unterziehen und Informationskompetenz erworben haben, zumindest in Ergebnis und Wirkweise verstanden werden können. Dies bedeutet nicht die „Popularisierung“ wissenschaftlicher Ergebnisse, sondern – mit einem Wort von Wilhelm Vosskuhl – „Laisierung“, dies bedeutet „die Strukturen und die Folgen“ des auf wissenschaftlichem Wege gewonnen Wissens „mit verständlichen Mitteln den begrifflich geschulten Laien und Kollegen anderer Disziplinen durchschaubar zu machen“.

Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer von vielen noch immer vornehm mißachteten Laisierung des Wissens greift um sich, gerade im Bereich der Bio- und der Naturwissenschaften. Ich bin in keinem Fach auf einen größeren Apparat an Medien und Verständnisbemühungen gestoßen als in diesen Wissenszweigen. Häufig halten sich heute nur noch die Geisteswissenschaften fälschlich für so verständlich, daß sie meinen, auf die Aufbereitung ihrer Ergebnisse in laisierte Form, also so, daß sie auch Ingenieure, Ärzte und Zoologen im Grundsatz durchschauen können, verzichten zu können. Sie haben damit ihr Publikum verloren, das sie jetzt mühsam wiederzugewinnen suchen. Wer sich der Aufgabe einer Laisierung des Wissens stellt, entblößt sich im Grund vor sich selbst, er prüft die eigenen Ergebnisse auf Werthaltigkeit und Beständigkeit und taucht sie in das Feuerbad der öffentlichen Diskussion. Im Grunde ist die Forderung nach Laisierung, die auch dann, wenn sie mißlingt, über das Ergebnis nachzudenken zwingt, die einfachste Form des zu entwickelnden Bewertungsinstrumentariums.

„Verständigung durch Wissenschaft und über Wissenschaft“, meinte Hubert Markl, sei die zwingende Forderung, „damit wir nicht im Meer des Wissens genauso verloren und verständnislos herumirren, wie unsere Vorfahren im Meer der

unerklärlichen Phänomene.“ Nun wird aber diese Verständigung durch die Ausbildung unterschiedlichster Fach- und Gruppensprachen immer weiter erschwert, nachdem schon Justus von Liebig vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1863 sagte: „Es erscheint als ein eigenes Verhängnis, daß die Bemühungen der modernen Philosophen, der geistreichsten Männer unseres Jahrhunderts, den Naturforschern auf ihren schwierigen, mit Hindernissen aller Art besäten Pfaden Hülfe zu leisten und ihre Einsicht in das Wesen der Dinge zu erweitern und tiefer zu begründen, völlig gescheitert sind.“

Dreißig Jahre zuvor hat die gleiche Erkenntnis Liebigs Schüler Georg Büchner schon mit Erbitterung ausgesprochen. Nicht die Wissenschaft (als kollektiver Singular), sondern die Wissenschaften in der Vereinzelung ihrer Disziplinen sind das Erbe der Modernisierung in Europa. Auch wenn die Modernisierung an ihr Ende gekommen ist und wir jetzt in ihre radikale Phase, die sogenannte „Postmoderne“ eingetreten sein sollten, ist dies noch immer die Basis, auf der wir stehen. Allerdings gibt es Anzeichen dafür, daß die Phase der Vereinzelung, in der jede Gruppe – die Jugend, die Frauen, die Spezialisten aller Fächer und Disziplinen – ihren eigenen Wortschatz entwickelt und untereinander zur Einweihung der Adepten und zum Ausschluß der Fremden benutzt, an ein Ende gelangt. Wissenschaften an den Grenzen der Disziplinen werden fast täglich neu geboren, die Methoden vereinen getrennte Bereiche, die Biologie und die Chemie, die Neurowissenschaften und die Sprachwissenschaften, die Informatik

und die Editionsphilologie, die Mathematik und die Kunstwissenschaft. Die Horizonte unserer Erkenntnis haben sich gerade durch solche Berührungen und Überschneidungen an den Grenzflächen scheinbar festgefügt Disziplinen geweitet, so daß wir im Aufbruch zu ganz neuen Grenzen sind.

Es ist eine fast romantische neue Sicht der Welt entstanden, wenn Molekularwissenschaften und Astrophysik die Einheit von Makrokosmos und Mikrokosmos, welche die Romantiker spekulierend umkreisten, täglich neu bestätigen. Der Enthusiasmus des Erkennen-Könnens hat eine ganze Generation junger Forscherinnen und Forscher erfaßt, die in der täglichen Arbeit Gemeinschaft und Verständigung einzuüben suchen, dann allerdings angehalten werden müssen, das Gold, das sie scheinbar oder tatsächlich gefunden haben, im Gespräch über die Fach- und Teamgrenzen hinaus auf Echtheit zu prüfen. Nur dort, wo eine solche Verständigung möglich ist, werden Wissenschaftsangst und Esoterik, Desorientierung und Informationsüberflutung durch strukturiertes Wissen überwunden.

Als Carl von Ossietzky, der Friedensnobelpreisträger des Jahres 1935, einmal gefragt wurde, welche Strafe er sich für seine nationalsozialistischen Gegner und Verfolger aussinnen könne, soll er geantwortet haben: „Deutsch müßten sie lernen.“ Er meinte damit den Zusammenhang zwischen humanem Sprechen und humanem Denken, den ich in dieser Skizze an der Wissenschaftssprache zu verdeutlichen suchte. Ein humanes Sprechen aber schließt Polit- und Wissenschaftsjargon aus. Ein solches „Deutsch“ also, meine ich, sollten wir lernen, auch wenn wir in unseren Fächern längst Englisch sprechen.

Wolfgang Frühwald

Nur dort, wo Verständigung möglich ist, werden Wissenschaftsangst und Esoterik, Desorientierung und Informationsüberflutung durch strukturiertes Wissen überwunden

FORSCHUNG

Forschungsstop durch Datenschutz

Oder: Wie man Rücklaufquoten reduziert

Der Berliner Datenschutzbeauftragte hat dem Abgeordnetenhaus von Berlin jüngst seinen Bericht für das Jahr 1992 vorgelegt. Dort wird über einzelne Aktivitäten unter der Überschrift „Das Wissenschaftsprivileg – kein Freibrief“ berichtet, und auf Seite 125 findet sich die Schilderung folgenden „Falles“:

„Ein Wissenschaftler möchte im Rahmen eines Forschungsvorhabens die Absolventen vergangener Jahre eines Fachbereichs befragen. Dazu werden die Adressen der Absolventen benötigt, also – nichts leichter als die letzten der Hochschule vorliegenden Adressen abzufordern. Der betreffende Fachbereich befürwortet dieses Vorhaben, bittet die oberste Landesbehörde um Zustimmung zur Übermittlung dieser Daten ohne Einwilligung der Betroffenen. Die Senatsverwaltung stimmt zu und informiert den Berliner Datenschutzbeauftragten.“

Dieser Fall wird im Bericht als Beispiel für die Wachsamkeit der Datenschützer gegen unbekümmerten Mißbrauch durch die Wissenschaft herausgestellt. Die Datenschützer griffen also ein; und was dann folgte, war ein länger als ein Jahr dauernder Streit unter Beteiligung des Datenschutzbeauftragten der Freien Universität (DSB), des Fachbereichs Kommunikationswissenschaften, der Rechtsabteilung des FU-Präsidialamtes, des Berliner Wissenschaftssensors und dem „Wissenschaftler“. Mehr als zwanzig Schreiben in zierlichem Amtsdeutsch wurden ausgetauscht, Vermerke angefertigt, Aktennotizen geschrieben, Telefonate und persönliche Gespräche geführt, und alle Beteiligten mit Ausnahme der Datenschützer hatten wohl das Gefühl, sich unnötig ärgern zu müssen. Den Papierkrieg hätte man hier eigentlich im Faksimile veröffentlichen sollen, aber dazu reicht der Platz nicht aus.

Worum ging es? Der „Wissenschaftler“ wollte in seiner Eigenschaft als Hochschullehrer am Institut für Publizistik der FU mit dem früheren Assistenten Dieter Storll eine 1986 schon einmal problemlos durchgeführte Umfrage zum Berufsweg Berliner Publizistik-Absol-

venten für die Jahrgänge 1985 bis 1992 aktualisieren und brauchte dafür die Namen und Adressen aus der Kartei des Prüfungsbüros. Dekan, Fachbereichsverwaltung und Prüfungsbüro des Fachbereichs Kommunikationswissenschaften waren nicht nur einverstanden, sondern dringend an dieser Umfrage interessiert, da man sich von ihr Impulse für die Studienreform erwartete. Und auch der „oberste Dienstherr“, der Senator für Wissenschaft und Forschung, fand nach Prüfung des Vorhabens überhaupt nichts Anstößiges.

Nun ist – sicherlich aus gutem Grund – der Datenschutz im Land Berlin durch ein neues Gesetz inzwischen verschärft worden. Das Gesetz gestattet allerdings mit einer „Wissenschaftsklausel“ (§ 30 BlnDSG) die Weitergabe persönlicher Daten (es ging um Namen und Adressen) dann, wenn das „öffentliche Interesse an der Durchführung eines Forschungsvorhabens die schutzwürdigen

Belange des Betroffenen erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung nicht auf andere Weise erreicht werden kann“.

Genau dies war aber hier der Fall. Anstatt das anzuerkennen, versteckt sich der Berliner DSB in seinem Bericht hinter der Behauptung, „bei Prüfungsarbeiten (auch Dissertationen)“ liege „in der Regel kein öffentliches Interesse ... vor“, obwohl er wissen mußte, daß es um eine solche Arbeit gar nicht ging. Er ordnete das „Adreßmittlungsverfahren“ an (hier werden nicht etwa die Adressen ermittelt sondern vermittelt): Der Fachbereichsverwaltungsleiter zog die Adressen aus der Prüfungskartei, adressierte und versandte Briefe mit der Anfrage, ob die Angeschriebenen bereit seien, an der Absolventenumfrage teilzunehmen. Der Berliner DSB dazu: „Der Angeschriebene kann damit frei entscheiden, ob er antwortet oder nicht.“

Und so kam es denn auch: „Frei entschieden“ zur Teilnahme haben sich 45 Prozent der Angeschriebenen; 1986 hatten wir dagegen für die Abschlußjahrgänge 1971 bis 1985 eine Rücklaufquote von fast 70 Prozent! Für Mahnbriefe fehlt es nun an Zeit und Geld. Mein Fazit: Datenschutz? Eindeutig ja; aber bitte keine bürokratischen Behinderungen sinnvoller Forschungsarbeit!

Jan Tonnemacher

Wissenschaftliches Wissen umsetzen

Transferzentrum Publizistik und Kommunikation

Seit Beginn des Jahres gibt es in München ein Transferzentrum für Publizistik und Kommunikation. Als selbständiges Unternehmen gegründet, arbeitet es nach dem Vorbild der Transferzentren in den Ingenieurs- und Wirtschaftswissenschaften. Diese privatwirtschaftlichen Einrichtungen stehen in sehr enger Verbindung zum Wissensbestand von Hochschulen und Universitäten. Sie betreiben praxisnah Technologietransfer und Managementberatung, ganz nach dem Prinzip: Neues Wissen muß verbreitet werden, damit wissenschaftliche und technische Innovationen entstehen und angewandt werden können. Denn sehr vieles ist zwar erkannt, aber kaum bekannt. Für die Praxis ist es oft entscheidend, die richtige Auskunft zur rechten Zeit zu bekommen.

Das neue Münchener Transferzentrum wird von Detlef Schröter und Hans Wagner geleitet. Während unserer

langjährigen Arbeit am Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München, mußten wir die Erfahrung machen, daß auch in den Branchen der Kommunikation und ihrer Medien ein tiefer Graben zwischen vorhandenem und praktisch umgesetztem Wissen besteht.

Um den Ansprüchen der Ganzheitlichkeit gerecht zu werden, führt das Transferzentrum für Publizistik und Kommunikation nicht nur wissenschaftliche Forschungsvorhaben durch, sondern bieten auch vielfältige Formen der Informationsvermittlung an: Gutachten, Vorträge und Seminare, Symposien und Expertentagungen werden inhaltlich wie organisatorisch betreut. Hinzu kommen Kooperationen mit unterschiedlichen Fachverlagen zum Zwecke der öffentlichen Verbreitung vorhandener Wissensbestände. ➤

Zu den Themen- und Methodenschwerpunkten, an denen wir bereits seit längerem arbeiten, gehört eine spezielle Form der Aussage-träger-Analyse von Medieninhalten. Damit lassen sich Zielgruppenorientierungen und Vermittlungsleistungen unterschiedlicher Medien detailliert beschreiben und bei Bedarf mit vorgegebenen Sollvorstellungen vergleichen, sei es aus der Sicht von Redaktionen selbst oder aus Sicht einzelner Kommunikationsinteressenten in der Gesellschaft. Konkurrenzanalysen und themenorientierte Vergleiche journalistischer wie publizistischer Leistungen gehören hierzu.

Diese an der Kommunikationsrealität orientierte Methode der Inhaltsanalyse wurde durch das Verfahren einer speziellen Imageanalyse ergänzt, bei der die Generierung von Vorstellungsbildern in der vermittelten öffentlichen Meinung beobachtet und erschlossen werden kann. Damit lassen sich „Medienbilder“ zu allen Arten von Kommunikationsobjekten in unterschiedlichen Kommunikationsräumen nachzeichnen und auf ihre möglichen Konsequenzen hin analysieren. Besonders für die Öffentlichkeitsarbeit ermöglicht dieses Instrument eine präzise Standortbestimmung und weiterhin die Optimierung und Erfolgskontrolle bedarfsorientierter Kommunikationskonzepte.

Aus der langjährigen Beschäftigung mit qualitativen Methoden ist ferner ein Verfahren zur Bildung von deskriptiven (Nutzer-)Panels für die Anmutung von Medieninhalten entstanden. Derzeit wird dieses Verfahren zur Verbesserung von Medieninhalten mit einem Leserpanel für Unterhaltungszeitschriften erprobt; ein Hörerpanel zur Optimierung von Hörfunkprogrammen ist geplant.

Im Rahmen eines kontinuierlichen Beratungsauftrages für Unterhaltungszeitschriften werden gegenwärtig theoretische Erkenntnisse mit verschiedenen methodischen Ansätzen zur Optimierung der redaktionellen Leistung zu verknüpfen versucht. Neben Konkurrenzanalysen und Entscheidungshilfen für die Chefredaktion unterstützt das Transferzentrum die Redaktion in den gewünschten Umsetzungsschritten mit Präsentationen, Seminaren, Blattkritik und Begleitung der redaktionellen Arbeit an den wöchentlichen Ausgaben.

Nähere Informationen sind erhältlich bei: Transferzentrum Publizistik und Kommunikation, St.-Anna-Str. 11, 8000 München 22.

Detlef Schröter

DEBATTE

Massenmedien und Migration

Hochschulseminare und Aktionen in Hannover

Daß sich nun auch die Kommunikationswissenschaft verstärkt mit dem Thema Ausländerfeindlichkeit in den Medien auseinandersetzt ist begrüßenswert (vgl. Aviso No. 7). Das Schwergewicht lag hierbei bislang auf der Erforschung des Phänomens und daraus abgeleiteten Ratschlägen an die „Medien-Macher“. Ich möchte hier bewußt einen anderen Aspekt beleuchten: die Vermittlung des Themas in der universitären Lehre.

Beispiele aus dem Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der Hochschule für Musik und Theater Hannover zeigen, daß die Behandlung des Themas auch in Veranstaltungen möglich ist, die über den Bereich der Medienwirkungsforschung hinausgehen: So läßt sich die Anwendung sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden gut an Untersuchungen zum Thema „Ausländerfeindlichkeit in den Medien“ demonstrieren. Die Studie „Das Bild der Ausländer in der deutschen Presse“ von Klaus Merten und Georg Ruhrmann (1986) ist ein aufschlußreiches Exempel dafür, wie eine Inhaltsanalyse konzipiert und durchgeführt wird. Vor allem hier kann man die Problematik von Bewertungsanalysen aufzeigen.

Selbst im Bereich der Statistik und der Datenanalyse existieren Anwendungsbeispiele: Die Polizei veröffentlicht in regelmäßigen Abständen amtliche Statistiken zum Anstieg der Kriminalität. Nicht selten wird hierfür der wachsende Anteil von Ausländern in der Bevölkerung verantwortlich gemacht. Gerade dieser Zusammenhang, der von einigen Journalisten gerne als Argument gegen den weiteren Zuzug von Ausländern angeführt wird, kann bei der genaueren Analyse der Statistik in sein Gegenteil umgekehrt werden. Häufig sind es Variablen wie das Lebensalter, die soziale Situation oder die Art des Verbrechens (z. B. Verstoß gegen das Aufenthaltsgesetz), die als Drittvariablen die oben beschriebene Korrelation beeinflussen.

Auch medienpraktische Fähigkeiten in Journalismus und Public Relations lassen sich anhand des Themas „Ausländerfeindlichkeit“ vermitteln, wie zwei Beispiele studentischer Eigeninitiative

am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung zeigen:

So bekamen Hannoveraner Bürger für einen Tag die Möglichkeit, in einem „Meinungscontainer“ zum Thema Ausländerfeindlichkeit Stellung zu nehmen, um persönliche Erfahrungen und Erlebnisse mit ausländischen Mitbürgern zu schildern. Dieser Büro-Container wurde im Zentrum der Stadt aufgestellt. Die Statements der Passanten, darunter auch Äußerungen von ausländischen Mitbürgern, wurden auf Videoband aufgezeichnet. Eine Auswahl hiervon wurde anschließend zu einem achtminütigen Film (auf Video-Kassette) zusammengestellt, der nun an zirka 30 öffentlichen Plätzen in Hannover zu sehen ist, u. a. in Kaufhäusern, auf Baumärkten und in Friseurgeschäften. Die Organisation dieser Aktion erforderte Teamgeist und Arbeitsteilung (Pressekontakte, Sponsoren finden, Logistik organisieren, Suche nach Abspielstätten, Beschriftung des Containers, Herstellung von Stellwänden) sowie guten Kontakt zu anderen Medien und Behörden. Die Kassette ist im Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung erhältlich.

Eine andere Arbeitsgruppe entwarf Plakate gegen Ausländerfeindlichkeit. Alle Angehörigen des Instituts hatten die Möglichkeit, ihre Plakat-Entwürfe an die Arbeitsgruppe weiterzuleiten. Aus den eingereichten Vorschlägen wurde nun eine erste Auswahl von fünf Plakaten realisiert, die an verschiedenen Orten verteilt werden, u. a. in Jugendzentren, Diskotheken und Sportvereinen. Unter dem Slogan „Mensch, denk' nach“ erkennt man beispielsweise, was der deutsche Fußball ohne Ausländer wäre – ein Tischfußballspiel. Später soll die Kampagne durch Buttons und Postkarten mit den Plakatmotiven unterstützt werden. Auch Hörfunkspots sind bereits in Planung. Bei der Vorbereitung der Aktion stützten sich die Studierenden u. a. auf die Theorie der Schweigespirale.

So wird deutlich, wie vielfältig das Forschungsgebiet in der Lehre auftreten kann. Bleibt zu hoffen, daß solche Beispiele Schule machen.

Lutz Goertz

SELBSTPORTRAIT

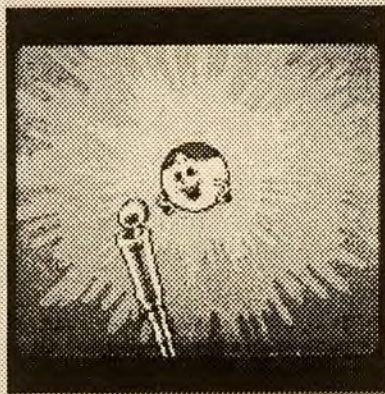
Fachzeitschriften stellen sich vor (7): Medienwissenschaft

„Medienwissenschaft: Rezensionen“ will beim Sichten helfen“, annoncierte die erste „Vorrede der Herausgeber“ anno 1984, und bereits zu diesem Zeitpunkt drängte die Fülle medienwissenschaftlicher Literatur ins Uferlose. Ein Forum zu schaffen, das fachwissenschaftlich Interessierte regelmäßig über die Gesamtheit medienwissenschaftlicher Neuerscheinungen kritisch informiert, das war und ist die Idee der Vierteljahresschrift „Medienwissenschaft: Rezensionen“.

Mehr als 2000 Publikationen wurden seitdem in ausführlichen Einzelbesprechungen vorgestellt; umfangreiche Sammelbesprechungen markierten exemplarische Tendenzen der Forschung. Mehr als 100 Autoren und Autorinnen waren pro Jahrgang am Rezensionsgeschäft beteiligt, in der Mehrzahl Wissenschaftler aus dem Hochschulbereich, mitunter auch von außeruniversitären Institutionen. Joachim Schmitt-Sasse, bis 1987 verantwortlicher Redakteur, hat (nicht nur) hierin Pionierarbeit geleistet: Die Mehrzahl der Rezensenten und Rezensentinnen hat uns die Treue gehalten, viele weitere sind im Laufe der Jahre hinzugekommen. Das Versprechen der Gründungsväter Thomas Koebner (Marburg) und Karl Riha (Siegen) wurde also eingelöst – und ist dennoch Ansporn und Aufgabe geblieben.

Von Beginn waren Herausgeber und Redaktion einem Medien-Begriff verpflichtet, wie er sich seit den siebziger Jahren in den Literaturwissenschaften und der damals noch jungen Medienwissenschaft herausgebildet hatte: Publikationen zu Printmedien (Buch, Presse) und Szenischen Medien (Musik-/Theater) sollten ebenso ihre kritische Würdigung erfahren wie Studien zu den „audiovisuellen Medien“ (Film, Fernsehen) und den damals noch „Neuen Medien“ (Video, Computer) – und zwar im gesamten Spektrum ihrer geschichtlichen, theoretischen, ästhetischen und pädagogischen, aber auch wirtschaftlichen, or-

medien- wissenschaft: rezensionen



ganisatorischen, technischen und nicht zuletzt politischen Aspekte. Um eine leichte Orientierung zu ermöglichen, enthält jeweils das vierte Heft eines Jahrgangs ein Jahresregister der besprochenen Bücher und der Rezensenten. Die Zeitschrift präsentiert in jedem Heft die Besprechungen in folgenden Rubriken: I. Bibliographien, Lexika, Handbücher; II. Medienkultur; III. Buch, Presse und andere Druckmedien; IV. Szenische Medien; V. Fotografie und Film; VI. Hörfunk, Fernsehen und andere Bildschirmmedien; VII. Medienpädagogik; VIII. Diverses – und als unterhaltsame Ergänzung die Rubrik „Fundstücke“, die Kuriositäten aus der Mediengeschichte vorstellt.

Bereits im zehnten Jahr erscheint „Medienwissenschaft: Rezensionen“ im Max Niemeyer Verlag Tübingen, unterstützt von der Philipps Universität Marburg und der Universität/Gesamthochschule Siegen – und bis heute ist der umfassende Anspruch eine stete Herausforderung geblieben. Das beginnt bei der Sichtung und Sondierung fachwissenschaftlich relevanter Neuerscheinungen und endet keineswegs bei der Beschaffung der Rezensionsexemplare. Auch wenn der Schwerpunkt bei Besprechun-

gen deutschsprachiger Publikationen liegt, eine umfassende Einbeziehung der internationalen Fachliteratur noch (!) nicht die Regel ist – die stetig steigende Zahl relevanter Publikationen führte zwangsläufig zu Veränderungen. So wurden beispielsweise mit dem Jahrgang 1990 die unkommentierten Hinweise auf „Neuerscheinungen“ eingeführt, die die Besprechungen in den einzelnen Rubriken jeweils vervollständigen.

Im Jahre 1990 konnten wir Heinz-B. Heller (Marburg) im Herausgebergremium begrüßen; Ende 1992 verabschiedete sich Thomas Koebner (zu dieser Zeit Direktor der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin), um sich anderen Aufgaben zu widmen. Die Daten markie-

ren zugleich eine Phase der Weiterentwicklung, in der neue Ideen diskutiert und auf den Weg gebracht wurden. Erklärtes Ziel ist die Internationalisierung der Zeitschrift und zwar im doppelten Sinne: als verstärkte Berücksichtigung der europäischen sowie amerikanischen Fachliteratur und als breite Erschließung des internationalen Marktes.

Jürgen Felix

Steckbrief

Gründung: 1984 als Veröffentlichung der Philipps Universität Marburg und der Universität/Gesamthochschule Siegen

Auflage: 350 Exemplare

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Herausgeber: Heinz-B. Heller, Karl Riha

Verantwortlicher Redakteur: Jürgen Felix

Abonnementspreis: 98 Mark pro Jahr (Einzelpreis: 32 Mark); Autoren erhalten 25 Prozent Rabatt

Redaktionsadresse: „Medienwissenschaft: Rezensionen“, Wilhelm-Röpke-Straße 6A, 3550 Marburg, Telefon 06421/28-5587, -4634, Telefax 06421/287050

Bezugsadresse: Max Niemeyer Verlag, Pfrondorfer Str. 6, 7400 Tübingen, Telefon 071071/87170, Telefax 07071/87419

INSTITUTE

Schätze aus den Rundfunkarchiven

Neue Forschungs- und Begegnungsstätte für Dokumentarfilmer

Von den Fünfziger-Jahre-Gebäuden des Süddeutschen Rundfunks sind es nur wenige Schritte durch den Park zur Villa Berg, einem Neo-Renaissance-Palais von verblässerender Pracht, das Kronprinz Karl von Württemberg 1853 für sich und seine russische Gemahlin Olga auf einer Anhöhe im Stuttgarter Nordosten erbauen ließ. Seit knapp zwei Jahren nun wird in der Villa Berg, zwischenzeitlich Gemäldegalerie und schließlich in SDR-Besitz, künstlerisch und handwerklich Herausragendes aus dem Bereich des Film- und Fernsehdokumentarismus gesammelt. Im Oktober 1991 ist die Villa zum „Haus des Dokumentarfilms“ (HDF) ernannt worden, und in den drei Etagen um den Großen Sendesaal des SDR herum etabliert sich langsam all das an Infrastruktur, was für ein europäisches Medienforum erforderlich scheint.

Kern ist eine Videothek, die bis Ende 1993 bereits tausend Film- und Sendekopien (S-VHS und VHS) umfassen soll. Als Dokumentarfilm gilt alles, was nicht Fiktion oder Nachricht ist. So haben im HDF neben internationalen Dokumentarfilm-Klassikern auch Reportagen, Features, Dokumentationen, Dokumentarspiele, Magazine, Industrie-, Lehr- und Kulturfilme Platz. Die Videothek wird ergänzt durch eine zunächst auf 500 Bände angelegte Fachbibliothek und ein Archiv für Zeitschriften und Informationsmaterial über Autoren, Filme, Stilrichtungen, Redaktionen etc. Außerdem wird eine Filmdatenbank (FESAD-System) aufgebaut.

Das Haus des Dokumentarfilms ist als unabhängiger und gemeinnütziger Verein organisiert, hat sechs Mitarbeiter und einen Etat von 1,1 Millionen Mark und wird vor allem getragen vom Land Baden-Württemberg und der SDR Werbung GmbH. Vorsitzender ist Dieter Ertel, zuletzt SWF-Fernsehdirektor, der als Redakteur und Hauptabteilungsleiter Dokumentation beim SDR maßgeblich beteiligt war an so legendären Sendereihen wie etwa „Zeichen der Zeit“, die als „Stuttgarter Schule“ in die deutsche Fernsehgeschichte eingegangen sind. Diese Geschichte zu dokumentieren und zu erforschen, wird im HDF als Haupt-

aufgabe betrachtet – und derzeit auch als Hauptschwierigkeit. Peter Zimmermann, wissenschaftlicher Leiter des HDF: „Da lagern riesige Bestände in den Rundfunkanstalten, an die die Öffentlichkeit so gut wie gar nicht ran kommt und ein Wissenschaftler höchstens mit Sondergenehmigung. Zwar gibt es bei den Anstalten durchaus Archivare, die sagen: Man muß die Archive öffnen. Aber einen konkreten Schritt in diese Richtung hat bisher einzig der SDR gemacht und wenigstens den dokumentarischen Bereich geöffnet.“

Sammlung auf Abruf

Die Zeitungsausschnitt-Sammlung des ehemaligen Instituts für Zeitungswissenschaft der Universität Heidelberg steht kostenfrei zur Übernahme zur Verfügung. Das Heidelberger Institut, in der Weimarer Zeit mit Unterstützung der Zeitungsverleger und Journalistenverbände gegründet, hat von Beginn an eine rege Sammlungstätigkeit entfaltet. Die Zeitungsausschnitt-Sammlung ist thematisch sortiert und deckt den Zeitraum zwischen 1927 und 1960 ab. Interessenten für das umfangreiche Material können sich wenden an Horst Neuzuber, Universitätsbibliothek, Postfach 10 57 49, 6900 Heidelberg 1, Telefon 06221/54-2380.

Damit sind die rund 300 Filme der „Stuttgarter Schule“ Grundstock der HDF-Videothek. Daß sich alle Sendeanstalten den SDR zum Vorbild nehmen, kann Zimmermann nur hoffen: „Radio Bremen ist sehr kooperativ, auch SWF und ZDF als Geldgeber werden mitmachen. Aber andere fragen: Wer sind die? Was wollen denn die? Mit der ARD verhandeln wir seit eineinhalb Jahren.“

Daß Fernsehverantwortliche zögern, Kopien rauszurücken, ist nicht nur mit Desinteresse an der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte ihres Mediums zu erklären. Einer Kooperation stehen auch Bestimmungen des Urheber-, Leistungsschutz- und Daten-

schutzrechts im Wege. Damit das HDF seiner Mittlerrolle zwischen Wissenschaft und Praxis gerecht werden kann, muß es erst eine Regelung durchsetzen, die die Öffnung der Archivbestände für rundfunkexterne Nutzer zu wissenschaftlichen Zwecken ermöglicht. Aus juristischen Gründen ist auch das Ausleihen von Dokumentarfilmen nicht möglich, es bleibt im HDF vorerst bei einer Präsenzvideothek. Diese wird bereits genutzt: Ein halbes Dutzend Magisterkandidaten und Doktoranden wechseln sich an den drei Sichtplätzen ab.

Das HDF lädt auch zu Tagungen, Workshops und Film-Foren ein. „Fernseh-Dokumentarismus – Bilanz und Perspektiven“ und „Deutschlandbilder Ost – Dokumentarfilme der DEFA“ waren 1992 Themen von Symposien. In der neuen Reihe „Close up“, die die wichtigsten Veranstaltungen dokumentieren und Forschungsarbeiten zu Geschichte, Theorie und Ästhetik des Dokumentarfilms publizieren wird, ist der Band „Fernseh-Dokumentarismus“ gerade erschienen (Verlag Ölschläger). Zu „Deutschlandbilder Ost“ wird bis zur Frankfurter Buchmesse ein Medienpaket (Buch plus drei VHS-Kassetten) herauskommen. Nächste Großveranstaltung ist ein „Euro-Magazin-Forum“ (7. bis 9. Oktober 1993), auf dem innovative Trends europäischer Fernsehmagazine vorgestellt werden.

In kleinerer Runde laufen in diesen Wochen die Workshops über „Technik und Methodik des Dokumentarfilms“ ab. Peter Zimmermann räumt dafür jeweils zwei Tage lang seinen geradezu feudalen Arbeitsplatz mit Aussicht im Terrassenzimmer der Villa Berg. Bilanz bei Halbzeit: Der Frust kreativer, engagierter Kameralente und Cutter im bürokratischen Alltag der öffentlich-rechtlichen Apparate wäre ein aktuelles Thema für einen Dokumentarfilm, dem es wohl nicht schlechter ergehen könnte als zahllosen anderen Filmen, die auf Festivals beklatscht und von Rundfunkanstalten nicht ausgestrahlt werden. Die Zeichen der Zeit stehen auf Niedergang des großen Dokumentarfilms. Dennoch räumt Dieter Ertel dem Haus des Dokumentarfilms Chancen ein: Anregungen zu geben, filmische Stilmittel in Erinnerung zu rufen, das Problembewußtsein zu schärfen und das Genre Dokumentarfilm aufzuwerten.

Kontakt: Haus des Dokumentarfilms, Postfach 10 21 65, 7000 Stuttgart 10, Telefon 07 11/1 66 68-0.

Heidie Guilino

AUSLAND

Zwischen Krise und Demokratie

Fragen eines wissenschaftlichen Gastarbeiters in der Türkei

Aus Deutschland an eine Universität in der Türkei geschickt – da wird einer von den Arbeitgebern mit Fragen bewirtet; die eigenen könnte er darüber leicht vergessen. Hat einen der Deutsche Akademische Auslandsdienst als Lehrer der Deutschen Philologie für ein Jahr an die Istanbul-Universität vermittelt, schon ist die erste Frage der türkischen Kollegin vom Fach Deutsch als Fremdsprache da: Erklären Sie uns die Grammatik dieses Kompositums, Genitivus obiectivus, subiectivus oder locativus, wer dient da wem? Gehört man überdies dem Verein für interkulturelle Germanistik an, dessen Namen böswillige Zungen als hölzernes Eisen bezeichnen, so ist jederzeit mit der Frage zu rechnen, wer denn in dieser wissenschaftlichen Partnerschaft Partner und wer Schaft sei.

Der Präsident des DAAD hat ein schönes, buntes Plakat verschickt. Nach einem brutalen Anschlag in Mölln sind drei weibliche Personen verbrannt, Bahide, Yeliz und Aische wurden sie gerufen, türkischer Nation also. Ähnliche Überfälle waren schon öfter passiert. Das Plakat, das ich an der Istanbul-Universität aushängen sollte, beteuert über

Kleingedrucktem: „Ohne Ausländer wären wir ärmer. Menschlich. Wissenschaftlich. Wirtschaftlich.“ Die erste Frage der türkischen Gastgeber zu diesem Plakat war jene nach der Reihenfolge: „Wirtschaftlich“ an letzter Stelle, ehrlich? Die Buchstaben des Wortes „ärmer“ sind sinnig in den Farben verschiedener Nationalflaggen koloriert.

Nur Kulturexport?

Die zweite Frage war unangenehmer: Warum fällt auf dem Plakat der Buchstabe mit der türkischen Flagge herunter, während andere hinaufschweben? Die dritte war schlichtweg peinlich: Warum sind Sichelmond und Stern auf rotem Grund gelb statt weiß, eine dumme Verwechslung mit Hammer und Sichel, mit der Flagge eines vor kurzem aus der Geschichte gefallenen östlichen Staates? Lernmaterial für Semiotik und Rhetorik, vielleicht für das, was nach jüngster Theoriemethode Dekonstruktion heißt?

Das Goethe-Institut in Istanbul, das manchmal, um nicht in den Verdacht bloßen Kulturexports zu geraten, Anregungen der türkischen Partner bzw. Schaft aufgreift, veranstaltete zur Buchmesse ein Symposium über Jugendliteratur. Ein Fachmann aus dem Norden hatte sich durch viele deutsche Jugendbücher gefressen, in denen türkische Jugendliche vorkommen. Wohlmeinend bescheinigte er in seinem Vortrag den meisten ihrer Autoren eine wohlmeinende Absicht. Die Frage aus dem Publikum, warum diese Wohlmeinung nicht hinauskomme über die übliche Gleichsetzung der Türkei mit anatolischen Dörfern, des türkischen Volkes mit Gastarbeitern und der türkischen Kultur mit Hochzeitsbräuchen, Teppichen und blauen Glasaugen gegen den „bösen Blick“, diese Frage verstand der Fachmann nicht.

Bei so vielen Gastgeberfragen, wo bleiben da die des Gastes? Es gibt wel-

che, da weiß er noch nicht einmal, soll er sie an die türkische oder an die deutsche Seite richten. Eine Berliner Theatergruppe, der man immer noch „Grips“ nachsagt, hat „Voll auf der Rolle“, ein Jugendstück über Ausländerfeindlichkeit gemacht. Darin wird die Abschiebung eines jungen Türken in seine Heimat mit dem Abtransport eines deutschen Juden ins Vernichtungslager parallelisiert. Die bange Frage nach dem Geschmack eines solchen Vergleichs bleibt dem deutschen Besucher eines sehr engagiert spielenden Istanbuler Jugendtheaters im Halse stecken.

Mangelnde Ironiekompetenz

Fragen nach beiden Seiten provozierte ein Experiment. Der moderne Autor und Maler Ferit Edgü („Ein Winter in Hakari“) hatte sich eine Satire auf das notorisch niedrige Bildungsniveau der Masse der türkischen Parlamentarier geleistet und damit an eine bis heute bestehende Geburtsschwäche der türkischen Republik gerührt. Die Satire hüllt sich durchsichtig genug in ein empirisch-satirisch untermauertes Lob des Bildungs- und Bücherhungers der Politiker. In einem literaturwissenschaftlichen Experiment zur Ironiekompetenz nahmen fast alle türkischen Leser, zumeist Studenten, den Text wörtlich. Sie stimmten Edgüs vermeintlichem Lob ihrer Politiker teils eifrig zu, teils empörten sie sich darüber. Die Ironie und damit die Satire zu lesen vermochten die wenigsten.

Behauptet der erstaunte Gast nun vor-eilig, deutsche Studenten würden so eine Sache sofort durchschauen, schon ist er in der Falle. Studenten der Journalistik einer süddeutschen Universität empörten sich mehrheitlich über Politwerbetexte, nur eine Minderheit erkannte die Satire. Fragen nach beiden Seiten: Ist Ironiekompetenz lernbar? Sind Ironie, Politik, Wissenschaft miteinander unvereinbar?

IMPRESSUM

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK)

Redaktion: Walter Hömberg

Erscheinungsweise: Zwei- bis dreimal jährlich. Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 10. September 1993

Produktion: Wolfgang Pütz

Druck: Brönnner&Daentler, Eichstätt

Redaktionsanschrift:

Lehrstuhl für Journalistik I

Katholische Universität Eichstätt

Ostenstraße 26

D-8078 Eichstätt (ab 1. 7. 1993: 85071)

Telefon (08421) 20-564 / -562

Telefax (08421) 20-553

Dabei haben die Türken einen der besten satirischen Schriftsteller der modernen Weltliteratur, aber vielleicht nicht mehr lange. Aziz Nesin ist der landesweit und in allen sozialen Schichten mit Abstand bekannteste türkische Autor. Leider beschimpft er seine Landsleute manchmal als dumm; weil sie schlechte Politiker wählen, weil sie radikalen Islampredigern nachlaufen. Dafür beschimpfen ihn populistische Leitartikler dann als senil und gesinnungslos; fanatische muslimische Fundamentalisten dürfen ihn im Fernsehen öffentlich zum Abschuß freigeben. Er hat nämlich die türkische Schriftstellergewerkschaft aufgefordert, Salman Rushdies „Satanische Verse“ herauszubringen. Die Kollegen halten sich noch bedeckt; Aziz Nesin will es nötigenfalls allein unternehmen, dann wird er, angesichts der erwiesenen Mordbereitschaft islamitischer Terrorgruppen, Todeskandidat sein. Er weiß das, er ist fast achtzig, natürlich habe er Angst. Mut hat er.

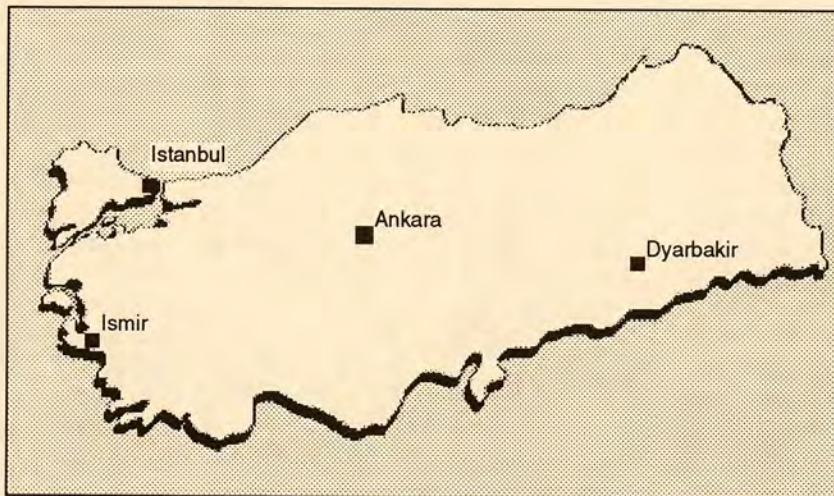
Gegen Fundamentalismus

Aziz Nesin hat Rushdies Buch nicht gelesen, er ist gegen die Verhinderung der Publikation, weil das undemokratisch ist und weil er es für die Pflicht aller aufgeklärten Menschen hält, religiösen und ideologischen Fanatismus zu bekämpfen. Ein Herr Yilmaz dagegen, hoher staatlicher Amtsträger, betätigt sich als Literaturkritiker: Salman Rushdie, so läßt er verbreiten, sei ein jämmerlicher Kerl, publicity-hungrig, geldgierig, ohne Moral, ein Betrüger, ein kaputter Charakter.

Wer das in der „Turkish Daily News“ liest, fragt, wieweit sich dieser Literaturkritiker damit wohl selbst entlarvt hat. Er fragt auch nach dem Laizismus des Staates, der diesen Herrn bezahlt und so sprechen läßt. Nicht zu fragen braucht er sich, wo er diese Melodie schon gehört hat, Pinscher, Ratten, Schmeißfliegen, das alte, ein offenbar interkulturelles

Lied. Warum aber der Senat der Technischen Hochschule in Darmstadt den für Aziz Nesin beantragten Ehrendoktor verweigert hat, das fragt er sich vergeblich.

Im Januar 1993 wurde der bekannte Journalist Ugur Mumcu ermordet, vermutlich durch eine islamisch-fundamen-



talistische Terrorgruppe. Mumcu war der mit Abstand profilierteste politische Publizist der Türkei. Er hat zahlreiche weit verbreitete Bücher über brisante innen- und außenpolitische Themen geschrieben. Schwerpunkte seiner Recherchen waren Terrorismus, Fundamentalismus, Waffengeschäfte. Ugur Mumcu verkörperte wie kein anderer, was in der Türkei, trotz einer beachtlichen Erfolgswie Leidenschaftsgeschichte der Presse bis heute unterentwickelt ist: eine kritische demokratische Öffentlichkeit.

Vor allem darum, nicht nur weil seine Ermordung den Gipfelpunkt einer langen Serie von Morden an Journalisten und Intellektuellen bilden, gab es nach seinem Tod eine in der Türkei beispiellose Trauer und Solidaritätswelle. Seine Zeitung war „Cumhuriyet“, die einzige seriöse, kritisch demokratisch orientierte Tageszeitung der Türkei, nahezu gleichaltrig mit der Republik, während die auflagenstärkeren Blätter „Hürriyet“ und „Milliyet“ immer mehr zu einer Mischung aus Sensationsjournalismus und nationalistischer Stimmungsmache verkommen sind (nur drei Prozent ihres Zeitungsplatzes steht für politische Meldungen zur Verfügung!).

„Cumhuriyet“ hat seit Mumcus Tod täglich, neben der Dokumentation unzähliger Solidaritätsbekundungen, dessen eigene Kolumnen nachgedruckt; sie lesen sich nun bedrückend prophetisch

und beängstigend aktuell zugleich. Nebenbei ist die Zeitung dadurch aus ihrer schwelenden Finanzkrise glänzend herausgekommen.

Der ausländische Gast fragte seine türkischen Freunde, ob sich in diesem Journalisten-Totenkult ein gesellschaftlicher Sprung nach vorn, in Richtung Demokratisierung, zu aktiverer kritischer Öffentlichkeit abzeichne oder eher ein in Rhetorik und Sentimentalität gewickelter schlechter Gewissen. Wer fragt nach den unaufgeklärten Morden an mehr als einem Dutzend meist links und kurdisch orientierter Journalisten im Südosten der Türkei? Die Staatsführung steht in dem Verdacht, dort unter dem Vorwand, nur die

militante, terroristische kurdische PKK zu bekämpfen, seit langem einen Vernichtungskrieg gegen einen Teil ihres eigenen Staatsvolkes zu führen. Laut Internationalem Presse-Institut ist diese Region eines der für Pressemitglieder gefährlichsten Gebiete der Welt.

Wohin steuert die Türkei – so fragt ein Gast, der später gern erneut eingeladen werden möchte –, in Krisen, Gewalt, Anarchie, fundamentalistische Unterwanderung, in einen neuen Putsch oder in weitere demokratische Stabilisierung? Auf solches Fragen werden ihm sehr widersprüchliche Antworten gegeben. Was sein eigenes bißchen wissenschaftliche Gastarbeit hier nützen könnte – diese Frage muß er sich jeden Tag selber stellen.

Norbert Mecklenburg

SCHLUSSWORT

*„Jede Sprache
hat ihr eigenes
Schweigen.“*

Elias Canetti